
MARINE-
TAUCHER
ar
11/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK

INHALT





◄ 30



◄ 54

▼ 40





◄ 46



▲ 22

Jeder weiß wohl, daß es nirgendwo ohne ein gewisses Maß an Disziplin und Ordnung geht. Das ist in der Schule so, beim Studium, in der Arbeit und auch zu Hause im familiären Zusammenleben. Um so mehr gilt dies für einen militärischen Organismus. Bereits 1871 mahnte das Zentralkomitee der Nationalgarde der Pariser Kommune, „nie aus dem Auge zu verlieren, daß Gehorsam und Disziplin die Stoßkraft der Armee bedeuten, daß jede undisziplinierte Körperschaft zur zusammenhanglosen, leicht besiegbaren Bande wird". Eine Erkenntnis aus der ersten proletarischen Revolution in der Weltgeschichte, die nach wie vor gültig ist.

Daraus kann geschlossen werden: Diszipliniertheit und hohe Organisiertheit bewirken und ermöglichen es der Nationalen Volksarmee, ihrer friedenspolitischen Verantwortung gerecht zu werden. Denn Entwicklungsniveau und Festigkeit der militärischen Disziplin haben ganz unmittelbar Einfluß auf den Grad der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft, auf Faktoren also, die nötig sind, damit der Friede bewahrt und der Sozialismus verteidigt werden kann. Disziplinierte Pflichterfüllung belastet nicht, was wir alle wollen und wünschen, sondern befördert es.

Natürlich heißt dies nicht, daß dem einzelnen Unterordnung, Gehorsam, unbedingte Befehlsausführung auf Anhieb leicht fallen. Da kann einem, gerade in den ersten Tagen des



Was ist Sache?

Ist die strenge Disziplin in der Armee nicht sehr belastend für den einzelnen?
Corinna Schmidt

Ist der Hauptfeldwebel berechtigt, mich anzupfeifen, weil auf einem an mich gerichteten Brief die Absenderangabe fehlt?
Soldat Berry Jahn

Wehrdienstes, schon manches recht sauer werden. Übrigens ging mir das, als ich vor Jahrzehnten freiwillig zu den bewaffneten Kräften ging und mit dem damals niedrigsten Dienstgrad begann, nicht anders. Jedoch deckt sich meine Erfahrung mit dem, was der sowjetische Heerführer M. W. Frunse schrieb: daß nämlich „die revolutionäre Disziplin nur demjenigen ein schweres Joch bedeutet, der ihre Ziele und ihre Bedeutung nicht kennt". Kurzum, man muß wissen, warum und wofür man hier im Sozialismus Soldat ist. Bewußte, aus eigenem Antrieb geübte Disziplin beginnt mit der politischen Klarheit im Kopf.

Ja, ist aber da nicht trotzdem das strenge Reglement, sind da nicht die Dienstvorschriften?

Ich höre Sie dies fragen.

Deswegen möchte ich einige Gedanken hinzufügen.

Mehr und mehr haben wir heute Waffensysteme, die kollektiv bedient werden und wo sich der eine auf den anderen voll verlassen können muß. Ist da Diszipliniertheit nicht nur geboten, sondern zugleich auch ein Faktor, der Vertrauen schafft und Beruhigung?

Oder: Nicht dort, wo es diszipliniert zugeht, wo der Dienst überlegt geplant und organisiert ist, wo die Ausbildungszeit voll ausgenutzt und mit hohen Forderungen verbunden wird, nicht dort gibt es Unlust und erscheint dem Soldaten das militärische Leben als Last, sondern eher da, wo es lax zugeht, planlos und unordentlich, wo Ausbildungszeit vergammelt und für entsprechende „Nacharbeit" die Freizeit beschnitten wird, wo der Grad der Diszipliniertheit und Organisiertheit niedrig ist. Wie sagte doch W. I. Lenin, der Führer der siegreichen russischen Revolution vor nunmehr siebzig Jahren: dort, „wo die Disziplin am strengsten ist", wo „kein Schlendrian in der Armee herrscht" – dort sind „ihre Ordnung und ihr Geist besser".

★

Wenn nun schon mal vom Pfeifen die Rede ist, dann kann es bei Ihrem Hauptfeldwebel und in dem umstrittenen Fall nur darum gehen, ihn zurückzupfeifen. Denn mit dem Anpfiff Ihnen gegenüber hat er sich im Grunde selbst die rote Karte gegeben.

Die Postordnung vom 19. März 1986, veröffentlicht im Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 8, Seite 69, legt dem Absender eines Briefes oder einer Karte zwar nahe, „auf der ersten Außenseite der Postsendung seine Anschrift" anzugeben, verpflichtet ihn aber nicht ausdrücklich dazu. Mithin könnte allein der Ministerrat darüber hinausgehende Forderungen erheben – indem er die von ihm erlassene Postordnung ändert. Das aber ist nicht zu erwarten, so daß Ihr Hauptfeldwebel von seiner unbegründeten, nicht statthaften Forderung zurückzutreten hat.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Das einzige Leben

Wie soll man es leben, wie ausschöpfen, was es an Unerschöpflichem bereithält, wie umgehen mit diesem einzigen, einmaligen, unwiederholbaren Leben? Da ist einer an einem Punkt angekommen, wo er sich solche Fragen stellt. Kein Jugendlicher, der seinen Lebensplan entwirft. Nein, ein Mann über vierzig, dessen ältester seiner drei Söhne schon halb so alt ist wie er. Ein Mann, seit neunzehn Jahren Offizier und noch ein bißchen länger verheiratet mit seiner Gudrun. Ein Mann in der Mitte des Lebens, dieser Major Rolf Martin. Die Armee ist seine Welt. Die sichere Ordnung, das bewährte System des Militärischen, dem unterordnet er sich, und es genügt ihm. Er ist Stabsoffizier. Diese Arbeit fordert ihm Fleiß, Genauigkeit, Zuverlässigkeit ab, eine Entscheidung selten. Er ist ein Rädchen in einem großen Apparat. Er ist zufrieden damit. Seine Uniform ist ihm eine zweite Haut. Zivil trägt er nur, wenn er muß. Für seine Frau ist er so etwas wie ihr vierter Sohn. Bei ihr findet er Mütterlichkeit, Sicherheit, Wärme. Hitze nicht, keine Leidenschaft mehr, kein Begehren. So lebt dieser Mann, tags in seiner Kaserne, zuweilen auch nachts, und sonst in seiner Neubauwohnung, umgeben von anderen Armeefamilien.



Nach einer Operation und anschließender Kur kehrt Martin in sein Regiment zurück und prallt gegen eine Enttäuschung. Die lange Zeit seiner Abwesenheit über hat er sich darauf gefreut, an der bevorstehenden Übung teilzunehmen, endlich wieder raus in den Busch, mit den Genossen, der Technik, mit handfesten Aufgaben. Da erhält er den „idiotischsten Befehl" seines Lebens, „eine Aufgabe für Einarmige oder Lahme": Er soll die Rockgruppe „Python" begleiten, fünf Musikanten und ihre Sängerin, die vierzehn Tage lang durch die Kulturhäuser der Division touren. Martin vermag seine Abneigung kaum zu beherrschen. Rock für den Frieden? Musik, Konzert nennen die das? Für Martin ist das Rausch, Suggestion, Anarchie. Wenn im Lande jemand etwas für den Frieden tut, jeden Tag, dann sind das die Soldaten, meint er, und nicht solche Radaubrüder mit hinten zusammengebundenem Haar und Klunkern am Ohr. Doch Befehl ist Befehl, Martin muß sich der Gruppe annehmen. Am Abend das erste Konzert; es wird ein Schock für ihn, bringt ihn an den Rand einer fatalen Fehlreaktion. Am selben Abend auch ein erstes Gespräch mit Hannelore, der Rocksängerin. Sie ist jung, könnte seine Tochter sein, gelegentlich schläft sie mit einem aus der Band, führt für vierzehn Tage mehrere Bücher der internationalen Gegenwartsliteratur sowie Gemäldereproduktionen mit sich, singt Volkslieder. Offiziere gehören zu den Randgruppen ihrer Interessen und Erfahrungen. Sie hatte bisher noch keine Kaserne betreten und kennt die Armee nur von Paraden. Jetzt sieht sie Marschkolonnen, die zur Übung rausfahren, sieht Gefechtsfahrzeuge, hört Geschützlärm, hat Fragen: Wie viele dieser Jungs, die so alt sind wie sie, würden zurückkehren, wenn das keine Übung wäre?

Aus der Neugier der beiden aufeinander wird binnen weniger Tage Liebe. Das Zusammensein mit Hannelore öffnet Martin Türen, die er vorher nicht einmal sah. Sie ist die dritte Frau, die er, ein FKK-Gegner, nackt sieht. Sie ist die erste Frau, bei der er Liebe erlebt. Sie gehört zu dem Ungewohnten, das er in diesen wenigen Tagen für sich entdeckt und das ihm Fragen stellt, die er für längst beantwortet hielt. Diese Frau ist Teil dessen, woran er immer vorbeigegangen ist. Martin begreift, daß er ein Leben geführt hat ohne Höhepunkte und Erschütterungen, das von anderen und von außen bestimmt wurde. Er erkennt, daß er sich eingesperrt hat in Umzäunungen aus Formeln und Normen, die ihm den Blick aufs Leben verstellten. Er glaubte, ohne Bedürfnisse zu sein. Aber Bedürfnislosigkeit ist keine Tugend, sondern Beschränkung. Er hat die Hälfte seines Lebens gelebt, ohne sich je darüber im klaren zu sein, daß jeder nur ein einziges Leben hat.

Die Rocksängerin und der Offizier entdecken bei sich und im anderen, was sie sich selbst versagt haben und was an ihnen vorbeigegangen ist. Toleranz, Verständnis, Achtung für den, der anders lebt als man selbst, gehören zu ihren beglückenden Erfahrungen.

Ein Liebesroman? Gewiß. Ein Armeeroman? Auch richtig. Ein Gegenwartsroman? Das paßt am

besten zu Walter Flegels drittem im Militärverlag der DDR erschienenen Roman. Titel: „Das einzige Leben". Flegel bezieht in diese rund 290 Seiten umfassende Geschichte ein, was ihn bewegt, besorgt: wie Menschen miteinander umgehen, wie sie umgehen mit der Natur und mit Altem, Ursprünglichem, das mitunter zu sorglos der Planierraupe überlassen wird. Den Autor bewegt, wie leichtfertig Lebenszeit vertan und verschwendet wird, wie Menschen unter ihren Möglichkeiten bleiben, wie sie kostbare Güter unbeachtet lassen, so die Künste, die Literatur, Überkommenes, das uns angehört. Das Hauptsächliche aber in diesem Buch ist, daß es Stellung nimmt zur ernstesten Frage unserer Zeit und zur unverminderten Notwendigkeit des Waffendienstes. Die Positionen der beiden Haupthelden zu Krieg und Frieden sind unterschiedlich begründet. Die des Offiziers wurzelt in Überzeugungen, die der Rocksängerin in Hoffnungen. Gleich sind sie aber in der Gewißheit: „Der Frieden kommt nicht von selbst und hält sich niemals von allein."

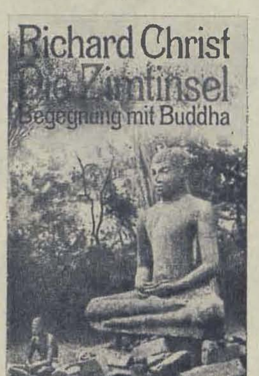
Ihr, die Leser dieser jüngsten Arbeit von Walter Flegel, werdet für Euch entscheiden, wie überzeugend ihm die Gestaltung dieser ungewöhnlichen Liebesbeziehung und der Figur der Rock-Interpretin gelungen ist; ob lebensnah und lebenswahr ist, was uns an Reaktionen und Lebenshaltungen in diesem Buch begegnet. Ich lege es Euch ans Herz, weil es zum Nachdenken und Streiten anregen wird und weil Ihr so Gewinn daraus beziehen werdet für Euer einziges Leben. In dieser Ausgabe (Seite 78–81) findet Ihr einen Auszug aus dem Roman.

Zu einem literarischen Festmenü werden wir nunmehr geladen.

Die Zutaten hierfür kommen aus der ganzen Welt. Und sie gehören zum Besten, was in ihren Heimatländern gediehen ist – in den Werkstätten der Schriftsteller und Poeten. Über tausend Seiten Weltliteratur des 20. Jahrhunderts – wer könnte einer solchen Einladung widerstehen? „Aus 40 Jahren", so nennt der Verlag Volk und Welt sein zweibändiges Lesebuch. Prosa und Gedicht, Aphorismus und Essay, Reportage und Dramatik werden serviert, schön garniert mit Fotoporträts der weltberühmten Autoren. Als Dessert wurden farbige Faltblätter eingebunden, auf denen geistreiche Zukost gereicht wird, Gedankensplitter, Sinnsprüche, Schnurren. Die vorzügliche Sammlung wird eröffnet mit einigen jener Gedichte von Paul Eluard, die 1947 als erstes Buch überhaupt bei Volk und Welt erschienen sind. Und so findet Ihr Texte aus jedem der vergangenen vierzig Verlagsjahre. Unmöglich, die hier versammelten großen Namen aufzählen zu wollen; unmöglich auch, aus der überwältigenden Vielfalt dieses Angebotes irgendetwas herausgreifen zu wollen. Schlagt es irgendwo auf und lest und genießt.



Noch eine Einladung habe ich zu überbringen. Auf Reisen soll es gehen, hin zu einer Insel im Indischen Ozean, die „das Juwelengehänge am indischen Ohr" genannt wird. Sie ist die Palmeninsel, Löweninsel (wenngleich nie Löwen dort lebten!); sie ist die Juweleninsel, weil Rubin, Saphir und Tigerauge hier reichlich lagern; sie ist die Gewürzinsel, Teeinsel, Zimtinsel – Sri Lanka, was bedeutet: Strahlendschönes Land. Dorthin reiste Richard Christ, ein beneidenswerter Mann und glänzender Erzähler (erinnert Ihr Euch an sein Buch „Mein Indien"?). Und er erzählt uns, was er binnen vier Wochen auf dieser Trauminsel, die ganz im Schatten Buddhas steht, erlebte. Sehr interessant; Ihr werdet es selbst sehen. Und angenehm, in Gedanken über diese herrliche Sonnenscheininsel zu wandern, in unseren ungemütlichen Novembertagen …



Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées

Auskünfte einer Kundschafterin



Sie hatte ihre Träume, wie jedes junge Mädchen. Etwas ganz Großes wollte sie werden – Tänzerin, Ärztin, eine berühmte Pianistin gar; sie spielte doch so gut Klavier, die Christel. Verwegene Träume, vielleicht. Doch was sind sie gegen das wirkliche Leben, für das sie sich entschied und in dem sie wahrhaftig Großes leisten sollte: Sie wurde eine erfolgreiche Kundschafterin des Ministeriums für Staatssicherheit. Ein Vierteljahrhundert lang hat sie ihrer sozialistischen Heimat gedient an einem Platz, den wir „die unsichtbare Front" nennen. Achtzehn Jahre lang war sie im Einsatz. Sie hatte sich hochgearbeitet bis hin an die Schreibtische, über die Geheimdokumente, auch solche aus dem militärischen Bereich, geleitet wurden. Mehr noch: Sie gehörte zum privaten Freundeskreis bundesdeutscher Prominenz. Länger als sechseinhalbtausend Tage und Nächte war sie scheinbar eine ganz normale, wohlsituierte und nicht besonders auffallende Bundesbürgerin, die Kommunistin aus der Deutschen Demokratischen Republik Christel Guillaume. Jede Minute den Auftrag im Hinterkopf, jede Minute aber auch das Risiko des Entdecktwerdens im Nacken, so erfüllte sie ihre Aufgabe. Bis zu jenem Tag, als sich die Zellentür hinter ihr schloß. Für sieben Jahre. Seit 1981 ist Christel Guillaume wieder bei uns zu Hause. Als erster Publikation in der DDR gab sie der „Armeerundschau" jetzt ein Interview.

Genossin Guillaume, wenn dieses Interview im Soldatenmagazin erscheint, haben Sie Ihren 60. Geburtstag gerade einen Monat hinter sich. Können Sie sich noch an Ihren neunundzwanzigsten erinnern?

Aber sicher. Das war 1956. Da waren Günter und ich gerade ein halbes Jahr in der BRD. Wir mußten jeden Pfennig umdrehen. Schließlich waren wir offiziell nichts anderes als Republikflüchtige. Das waren wir allerdings auch in den Augen unserer Freunde, Kollegen und Genossen zu Hause in der DDR. Das zu wissen tat schon weh. Aber unser Ministerium hatte uns beiden einen Auftrag erteilt. Wir haben diesen Auftrag angenommen. Und wir waren entschlossen, ihn mit allen Kräften und solange wie möglich zu erfüllen. Wir waren Kundschafter für Frieden und Sozialismus. Nur das zählte, und nicht, ob wir uns eine Flasche Geburtstagswein leisten konnten.

Welches waren Ihre Motive, diesen Schritt zu tun, die Heimat zu verlassen und in einer uns entgegengesetzten Welt einen ungewöhnlichen und nicht ungefährlichen Auftrag zu übernehmen, ungewiß, für wie lange, ungewiß, mit welchen Folgen?

Ich begleitete Günter in den Einsatz. Ihm helfende Partnerin zu sein, das war meine Aufgabe. Von eigenständiger Kundschaftertätigkeit konnte noch keine Rede sein. Das ergab sich erst später. Ohne Zögern habe ich ja gesagt. Schließlich waren wir jung verheiratet; es war klar, daß ich mit meinem Mann ging. Zum zweiten: Ich hatte den 17. Juni 1953 hautnah erlebt, diese aufgeputschte Menge auf dem Alex, die Konterrevolution, die der Westen hochgeschürt hatte. Unsere Republik war damals noch keine vier Jahre alt und längst nicht stark genug, um nicht noch zertreten werden zu können von denen, die uns haßten und uns an die Kehle wollten. Wie viele fragte auch ich mich: Was kann ich denn tun, um das verhindern zu helfen? Und drittens: Es vollzog sich vor aller Augen die Remilitarisierung in der BRD. Zehn Jahre nach dem schlimmsten aller Kriege rüstete man dort hemmungslos zum nächsten. Der Friede, kaum errungen, war schon wieder bedroht. Meine Mutter hatte zwei Kriege durchstehen müssen. Meine ganze Jugend über war nur Krieg. Nie wieder! Dafür wollten wir tun, was wir nur konnten. Dieser Auftrag war eine Chance für mich. Und ich hatte damals diese Gründe, mich für diese Chance zu entscheiden.

Können Sie uns sagen, was der Inhalt Ihres Kundschafterauftrages gewesen ist?

Das kann ich. Wir nahmen unsere Arbeit auf in einer Zeit, als die Wiederbewaffnung in der BRD gigantisch hochgetrieben wurde, zu einer Zeit, da sich Antikommunismus und Antisowjetismus in aggressivster Form präsentierten. Es war die Zeit, als die Politik des roll-back ihrem Höhepunkt zutrieb und man die „Ostzone", wie sie unsere Republik nannten, mit allen Mitteln, mit allen, wohlgemerkt, an sich reißen wollten und die Bundeswehr mit klingendem Spiel durchs Brandenburger Tor marschieren sollte. So war die Situation damals, und unsere Aufgabe war, diese friedensbedrohenden Pläne aufzuklären, sie aufzudecken und ihre Durchkreuzung zu ermöglichen.

Wie haben Sie das angepackt? Wie konnten Sie überhaupt Fuß fassen in dieser fremden Welt, ohne Verdacht zu erregen?

Wir mußten herausfinden, was hinter den verschlossenen Türen ganz bestimmter Chefzimmer vor sich ging. Es mußte uns gelingen, hinter die Fassade, hinter die Kulisse zu schauen, dorthin, wo Politik gemacht und wo Machtpositionen ausgehandelt wurden. Dort konnten wir erfahren, welche Ziele von wel-



Vor dem kleinen Laden

Christel Guillaume mit ihrer Mutter in jungen Jahren

Mit Sohn Pierre, als er noch klein war

chen Personen mit welchen Mitteln zu welcher Zeit anvisiert und angepackt wurden. Wir integrierten uns in dieses System, gewannen Boden in dieser Gesellschaft und zeigten auch bewußt öffentliches Engagement, das der zu erwartenden politischen Entwicklung in der BRD entsprach.

Wovon lebten Sie in dieser Zeit?

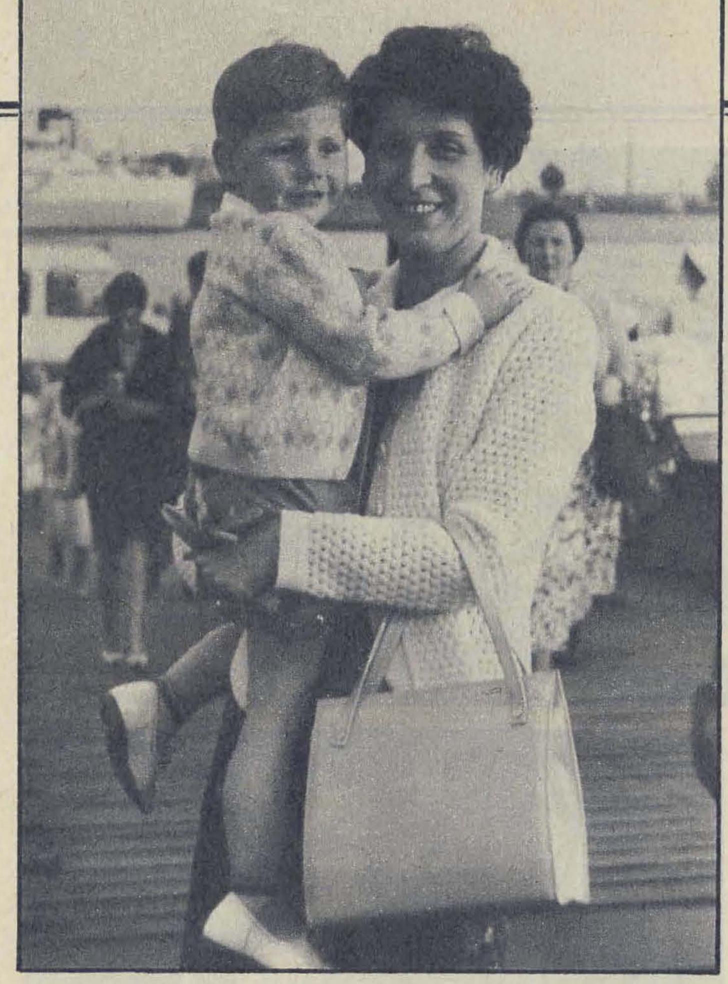
Wir hatten in Frankfurt am Main eine Wohnung gemietet. Meine Mutter, die durch Heirat Holländerin geworden war, war legal übergesiedelt und lebte mit uns. Mit ihrem guten Namen kauften wir uns in einen kleinen Laden ein: Zigaretten, Spirituosen, Kaffee, Süßigkeiten, solches Zeug. Damit verdienten wir unseren Lebensunterhalt. Per Anzeige hatte Günter Arbeit als Fotograf gefunden. Es ging so recht und schlecht. Da stellte ich fest, daß ich schwanger war. Wenn man mich nach Ängsten fragt, so war das meine einzige Angst: In dieser ungeklärten Situation, in einer Umwelt, die nicht unser wahres Zuhause war, die Verantwortung für ein so kleines Wesen zu tragen. Aber was half's. Andererseits freute ich mich natürlich auf unser Kind. Und meine Mutter war ja da. 1957 kam Pierre zur Welt.



Ein kleiner Bundesbürger. Seine Eltern: kommunistische Kundschafter!

Wie ist es Ihnen nun gelungen, aus Ihrem Tabakladen aufzusteigen und hinter die Polstertüren von Chefzimmern und in die Privatvillen Bonner Minister und Staatssekretäre zu gelangen?

Ich weiß, viele stellen sich die Arbeit eines Kundschafters sensationell und abenteuerlich vor, als etwas Prickelndes und Glitzerndes. Kundschafter zu sein, das heißt, ein stinknormales Leben zu führen, unauffällig, ohne jede Besonderheit. Für mich hieß das, ich mußte von Kopf bis Fuß, mit jedem Wort und jeder Geste eine Westfrau sein. Die Art, wie man dort lebte, sprach, dachte, sich kleidete, das mußte ich lernen. Nicht die geringste Kleinigkeit durfte mich verraten, auch nicht meinem Sohn gegenüber. So gestalteten wir das tägliche Leben und die notwendige gesellschaftliche Mitwirkung unserem Kundschafterauftrag entsprechend. Das



schwer beurteilen. Aber für alle Kampfgefährten, die an der unsichtbaren Front aufopferungsvolle Arbeit leisten, gilt: Sie setzen alles ein, was sie haben. Das ist, mit einem Wort, ihr Leben.
Auf der Gegenseite sind keine Dummköpfe. Dort sind Spitzenkönner am Werke, um Menschen, wie zum Beispiel mich und Günter und die anderen, die jetzt draußen sind, zu greifen. Wenn man trotzdem achtzehn Jahre lang nützlich und erfolgreich sein konnte, dann deshalb, weil man stets den Auftrag über alles andere stellte. Er ist fest verankert in den Sinnen, man fühlt ihn im Herzen, immer, bei allem, was man tut. Wachsam und umsichtig sein, Augen und Ohren offenhalten, im Kopf speichern, was man sieht und hört, die Spielregeln dieser Gesellschaft konsequent einhalten, richtig reagieren, genau hinsehen, genau denken und sich stets bewußt sein, wofür man das tut – dann kann, wenn alles gut geht, der Erfolg eigentlich nicht ausbleiben. Also nochmals: Alles ist wichtig, ein Blick, eine Bemerkung können ebenso bedeutsam sein wie Geheimdokumente, die man in die Hände bekommt und die entscheidend sind für die Sicherheit des Sozialismus oder die Aufschluß geben über das politische Spiel der Kräfte. Immer dicht ran, das war das Entscheidende für uns. Und das war nur zu schaffen durch beharrliche, intensive, oft zeitraubende und belastende Kleinarbeit. Mit Sensation und Abenteuer kann ich also wirklich nicht dienen.

war die Kleinarbeit, das war der Alltag.
Aber der Kundschafter braucht auch ein Quentchen Glück. Es war aufgefallen, daß ich mir für keine Arbeit zu schade war, und so kam es, daß ich gefragt wurde, ob ich als Sekretärin arbeiten wolle. Als ich dazu noch hörte, daß mein künftiger Chef Bundestagsabgeordneter und obendrein Mitglied zweier wichtiger Bundestagsausschüsse war, hüpfte mir das Herz bis zum Halse. Das war die Chance. Ich dachte nur: Wirst du das auch pakken?

Und wie haben Sie es gepackt?

Günter und ich berieten uns. Klare Sache – nichts wie zugreifen. So wollte es der Zufall, daß ich in unserem Zweiereinsatz als erste am Ball war. Ich war drin. Nun konnte ich helfen, auch für Günter Voraussetzungen zu schaffen, die es uns ermöglichten, einen gemeinsamen Part zu spielen. Das gelang auch. Günter konnte für unsere Sache nützliche Positionen in Frankfurt/Main einnehmen. Und nicht zuletzt holte man ihn 1970 nach Bonn. Ich folgte ihm aus der Arbeit bei der Hessischen Landesregierung heraus in eine Tätigkeit bei der Hessischen Landesvertretung in der Bundeshauptstadt. Ganz nebenbei: Dort durfte ich zum Beispiel über den Schlüssel zum Weinkeller des Gästehauses verfügen und war so bei vielen weinseligen Gesprächen politischer Prominenz aufmerksame Zuhörerin.

Worauf führen Sie zurück, daß Sie, um einen westlichen Terminus zu gebrauchen, eine derartige Karriere gemacht haben?

Für sich selbst kann man das wohl

Wie konnten Sie leben mit dem Gedanken, eventuell enttarnt, verhaftet und vor ein bundesdeutsches Gericht gestellt zu werden?

Solche besonders in der Anfangszeit auftretenden Ängste sind, glaube ich, für jeden verständlich. Sie wurden jedoch durch die Konzentration auf die Arbeit und den einsetzenden Erfolg nach und nach verdrängt. Ohne dieses Verdrängen hätten wir die achtzehn Jahre nicht durchgestanden. Angst ist etwas



„Was hätte ich zu Hause in der DDR alles werden können ..."

„Niemand hat mich in dieser Zeit weinen oder schwach gesehen ..."

„Nun stehe ich endlich mittendrin und darf mich frei und offen zu dem bekennen, was mein Lebensinhalt war und ist – Frieden und Sozialismus."



Lähmendes, Zerstörerisches. Man muß lernen, Ängste zu überwinden. Und man lernt es. Man weiß: Das, was ich hier tue an meinem Platz, dient der wichtigsten Sache der Welt – der Erhaltung des Friedens; es hilft mit, daß unsere gerechte, gute Sache vorankommt. Wenn man davon überzeugt ist, überwindet man die Angst um sein eigenes Leben. Und noch etwas: Die Gewißheit, daß die Erfüllung unseres Auftrages auch den Interessen der Mehrzahl der werktätigen Menschen in der BRD dienlich war, gab zusätzliche Kraft.
Sicher, ich habe mich hin und wieder auch einmal selbst ins Kreuz treten müssen und mich gefragt: Hast du alles beachtet, nichts übersehen, bist du keinen Moment sorglos gewesen? Am Verhaftungstag hat man uns keine Nachlässigkeiten, keine Nichtbeachtung von Sicherheitsregeln vorhalten können. Darauf waren wir stolz, das gab zusätzliches Selbstbewußtsein und stärkte den Mut.

Woher nahmen Sie die Kraft, die das Leben und Arbeiten als Kundschafterin im Einsatz erfordern?

Erfolge sind immer ein Kraftzuwachs. Und ich sage es noch einmal: das klare Bewußtsein, daß man sich für eine gerechte Sache einsetzt, gibt Kraft. Es gab natürlich auch stagnierende Phasen, wo es nicht spürbar bergauf ging, wo man manchmal resignieren wollte, weil die Möglichkeiten klein waren. Auch nicht immer war es gegeben, den Rat der Genossen von der Zentrale zu erbitten. Oft mußten wir allein entscheiden, wie wir vorgehen, was wir tun. Die Kraft dafür leitet sich her aus der eigenen Überzeugung und aus den Erfahrungen, die man schon hat sammeln können. Zu wissen, daß man mit dem, was man tut, unser Land und den Sozialismus sichern und stärken hilft, brachte die Kraft immer zurück, die in harten Lagen zu schwinden drohte.

Gab es Situationen, wo Sie aufgeben und wieder zurück in die Heimat wollten? Gab es Genossen, die Ihnen Mut machten?

Ja, es gab solche Situationen. Die Schwangerschaft zu Beginn des Einsatzes war so eine Situation. Und dann bedrängten mich in den ersten Jahren auch solche Gedan-



ken: Was hätte ich zu Hause in der DDR alles werden können? Ich hatte im Berliner Friedenskomitee gearbeitet, dann beim Nationalen Aufbaukomitee, später im Ministerium für Kultur im Referat für Kinder- und Jugendbuch-Preisausschreiben. Ich hätte dort viele Möglichkeiten gehabt, zu lernen, zu studieren, mich selbst zu entdekken, wie das jeder bei uns kann. In der BRD war ich erst einmal „Tippse", oder gewählter ausgedrückt: Vorzimmerdame. Wenn ich an ein eventuelles Zurückgehen überhaupt dachte, dann nur in dieser Hinsicht. Man darf jedoch die Arbeit unserer Kundschafter nicht an meiner Entwicklung messen. Wie heißt es bei Brecht: Man sieht nur die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht. Durch gewisse Umstände bin ich ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gekommen. Die Westpresse hat monatelang von dem Namen Guillaume gelebt! Aber das ist die Ausnahme. Normal ist, daß man uns nicht kennt, daß niemand von uns weiß. Den Genossen, die jetzt draußen sind, geht es ebenso wie mir damals: Sie haben das sichere, geordnete Leben bei uns mit all seinen Entwicklungsmöglichkeiten für den einzelnen aufgegeben und einen Posten bezogen, der stündlich Unvorhersehbares bringen kann. Natürlich gab und gibt es immer Genossen, die einem Mut machen, die immer wieder vorwärtstreiben. Die Verbindung zur Heimat war doch niemals abgerissen.

Wären Sie nicht enttarnt worden, würden Sie dann möglicherweise noch immer als Kundschafterin in der BRD arbeiten, oder kann man diese harte Belastung nicht unbegrenzt ertragen?

Selbstverständlich würde ich noch immer meinen Auftrag in der BRD wahrnehmen, eventuell bis zum Tode. Und niemand hätte jemals meinen Namen erfahren. Wo die Grenzen meiner Belastbarkeit gelegen hätten, weiß ich nicht. Ich habe achtzehn Jahre aktiven Einsatz erlebt und sieben Jahre Gefängnis. Und noch immer war die Kraft nicht aufgezehrt. Ein Mensch, dem so viel Vertrauen von der Partei entgegengebracht wird, darf nicht sagen: Das kann ich nicht oder das kann ich nicht ertragen. Das konnten unsere Genossen und Kampfgefährten in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern der Nazis auch nicht sagen. Und die Kämpfer in Nikaragua, Chile oder Südafrika können es ebenfalls nicht. Keiner darf das sagen, der, wo und wie auch immer, für Fortschritt und Frieden einsteht.

Waren Sie auf eine mögliche Verhaftung vorbereitet? Was haben Sie empfunden, als diese Situation eintrat?

Als Kundschafter muß man immer mit der Verhaftung rechnen. Wir hatten vorher monatelang bemerkt, daß wir observiert wurden. Trotz allem wußten wir aber lange nicht zu deuten, ob die Schatten in unserem Rücken Routine oder echte Gefahr bedeuteten. Am 24. April 1974, es war ein Mittwoch, morgens um halb acht, passierte es dann. Natürlich war das ein Schock. Und wenn irgendwo geschrieben steht oder erzählt wird, Kundschafter stecken so etwas ganz eiskalt weg, so ist das die Unwahrheit: Es war ein tiefer Schock. Entscheidend ist nur, daß man ihn schnell überwindet und dem Gegner keine Gelegenheit bietet, einen zu überrumpeln. Abends um neun war mein erster Vernehmungstag beendet. Zum ersten Mal in meinem Leben schloß sich hinter mir eine Tür, die ich nicht selbst wieder öffnen konnte. Dann kam ich in das reguläre Gefängnis Köln-Ossendorf, das ich erst sieben Jahre danach verlassen sollte. In all diesen Jahren gelang es mir nicht, die Wirkung zu verdrängen, die eine

Fortsetzung auf Seite 28

postsack

Starthilfen erwünscht

Da ich später die Fähnrichlaufbahn auf dem Gebiet der Nachrichtentechnik einschlagen werde, möchte ich mich mit einem Fähnrich oder Fähnrichschüler schreiben.
Heiko Reichardt, F.-v.-Schill-Str. 6, Hoyerswerda, 7700



Ich lerne Wirtschaftskaufmann und beginne dann später die Laufbahn eines Berufsunteroffiziers für Nachrichtentechnik. Da ich erst sehr wenige Kenntnisse über diese Technik besitze, wünsche ich mir, daß sich ein Armeeangehöriger findet, welcher mir einen Einblick in diesen Bereich gibt.
Daniela Richter, Nordring 38, Görlitz, 8909

Ich bin 14 Jahre alt und möchte mich gern mit einem Unteroffizier schreiben, der über viele militärische Dinge Bescheid weiß.
Joachim Loose, Trinitatisstr. 1, Karl-Marx-Stadt, 9075

Dieses Kompaniebild

... zeigt uns beim Manöver „Oder-Neiße '69" in Polen. Ich möchte gern wissen, was aus den anderen geworden ist. Darum, Ihr Reservisten: Ich hätte gern Post von Euch!
Gefreiter d. R. Claus-Uwe Barth, Wilhelmstr. 17, Halle, 4016



Petra Zieger

... erlebte ich während meines Erholungsurlaubes in Trassenheide in einem Konzert auf dem Kurplatz. Mit wenig technischem Aufwand begeisterte Petra das Publikum zwischen sechs und siebzig Jahren in erfrischend natürlicher Art. Bei dieser Gelegenheit entstand beiliegender Schnappschuß.
Holger Baumgärtner, Leipzig



Hoher Besuch

Unserer Einladung Folge leistend, weilte in unserem Kabinett ein hoher Gast: Generalmajor Bär, Kommandeur der Offiziershochschule der Grenztruppen der DDR „Rosa Luxemburg". Es entwickelte sich ein reger Erfahrungsaustausch, der für die Genossen des Kabinetts und des Berufsberatungszentrums sehr fruchtbar war, gab uns doch der General Hinweise zur militärischen Nachwuchsgewinnung. Sehr angetan war Genosse Bär von der Neugestaltung des Kabinetts. Es sei uns gelungen, meinte er, die Probleme der Landesverteidigung den Besuchern jugendgemäß nahezubringen.
Hauptmann a. D. Albrecht, Militärpolitisches Kabinett Gotha



Ein Hoch den Frauen

Sehr beeindruckt haben mich die Aussagen von Jana Schreiter, Kerstin Sachse und Anke Gehlke im Juliheft. Solche Ehefrauen, die sich nicht nur global zum Frieden bekennen, sondern auch Opfer auf sich nehmen, brauchen wir noch mehr. Ich selbst habe 20 Jahre an der Grenze meinen Dienst getan, war oft von der Familie getrennt. Ich habe vor meiner Frau, aber auch vor den anderen

Die Straßenverkehrsordnung

... stand im Mittelpunkt unseres Preisausschreibens im Heft 7/87. Folgende Antworten auf Ihrer Postkarte brachten Sie in den Kreis derer, aus dem wir die Gewinner auslosten:

1. Das Rauchen auf Kraft- und Kleinkrafträdern ist verboten.
2. Die Sperrlinie darf nicht überfahren werden.
3. Für Kradfahrer ist das Tragen des Schutzhelms Pflicht.
4. Kopfhörer sind während der Fahrt verboten.
5. In Einbahnstraßen darf rechts und links geparkt werden.
6. Krad-Fahrer haben mit Abblendlicht zu fahren.
7. Die Geschwindigkeit verringern, nicht überholen.

Preise erhielten: 150 Mark Gefr. E. Mörstedt, Berlin 1080. 120 Mark: R. Seddig, Neustrelitz 2080. 80 Mark: F. Engelmann, Hoyerswerda 7700. Je 50 Mark: Major U. Baetke, Grabow 2804; H. Zwietz, Velten 1420; B. Claus, Koßdorf 7901. Je 20 Mark: P. Pohlmann, Berlin 1140; US U. Müller, Perleberg 2913; W. Nitzschke, Pirna-Copitz 8300; J. Würfel, Warchau 1801; R.-J. Plath, Neustrelitz 2080; Chr. Deininger, Unterbreizbach 6223; W. Blindnagel, Pasewalk 2100; D. Brüggemann, Rathenow 1830; Uffz. Häusler, Eilenburg 7280; F. Pauly, Hennigsdorf 1422.

Frauen von Armeeangehörigen, eine große Achtung. Sie stehen all die Jahre ihren „Mann", bewältigen den Haushalt und die vielen Probleme. Wir bekommen während unserer Dienstzeit so manche Auszeichnung. Einige dieser Ehrungen gehörten unseren Frauen. Für die jungen Ehen noch ein Rat: Wenn man sich füreinander entschieden hat, soll man zu diesem Grundsatz halten. Das heißt, Achtung vor Eurer Liebe, Treue zum Partner.
Hauptmann d. R. H. Wulf, Rostock

Wissen wofür

Ich bin 19 Jahre und im zweiten Diensthalbjahr. Zu Hause wartet meine Verlobte, die für mich eine große Stütze während meines Grundwehrdienstes ist. Es ist nicht leicht, getrennt zu leben, aber wenn man weiß, wofür man dient, so ist es doch eine Sache, die man in Ehren erfüllt. Was schenkt uns unsere Republik nicht alles! Jedem Jugendlichen müßte doch bewußt werden, wofür man die Waffe trägt. Man sollte begreifen, daß es nicht nur ein „Muß" ist, sondern eine Notwendigkeit, die sich für jeden auszahlt.
Soldat Mario Hinzen

Ex-Dresdner – wo seid Ihr?

Ich suche die Soldaten und Gefreiten, die vom Mai '67 bis November '68 oder April '69 in der Militärakademie „Friedrich Engels" dienten. Ich möchte ein gemeinsames Wiedersehen vorbereiten. Vor allem die Gefreiten Poweleit, Nöldner sowie Unteroffizier Schatz: bitte melden!
Karl-Heinz Saupe, Str. d. Jugend 6, Limbach-Oberfrohna, 9103

Mein Freund

... dient seit zwei Jahren bei unserer Volksarmee. Er hat sich für 15 Jahre verpflichtet, und mit dieser seiner Entscheidung bin ich sehr zufrieden. Mein dreijähriger Sohn und ich sind stolz, daß er mit dazu beiträgt, unseren so wertvollen Frieden zu schützen und zu festigen. Ich bin auch stolz auf all die anderen Männer und Väter, die sich für den militärischen Beruf entschieden haben und damit die sozialistische Gesellschaftsordnung festigen.
Anke Kuhen, Quedlinburg

hallo, ar-leute!

ASV bestach

SF-Test nannten Sie Ihren Beitrag über die Vorbereitung der Sportfestschau der ASV-Soldaten. Sie berichteten über das oft mühselige Training der frisch einberufenen Soldaten, von denen die meisten keine Sportler waren. Der Beitrag machte mich gespannt auf die Leipziger Premiere. Alle Achtung, wie die 1500 „Gelb-Roten" gelernt und was sie geboten haben! Erstaunlich, was man alles schaffen kann, wenn man den Willen dazu aufbringt!
Sven Dunder, Altenburg



Kollektive Neugier

Viele Grüße von unserem Unteroffizierskollektiv. Wir bedanken uns für die immer wieder aufschlußreichen Beiträge. Es ist für jeden etwas dabei. Gerade die Vielfalt zeichnet Euer Magazin aus. Macht weiter so! Wer ist das süße Berliner Pflänzchen auf den



Seiten 54 und 55 des Juliheftes?
Unteroffizier Gerd Zucker

Das ist ein Dienstgeheimnis, und das geben wir nicht preis!

Jäger-Freuden

MiG-29 in der 7/87: Bravo! Endlich konnten wir Näheres über diesen modernen sowjetischen Jäger erfahren. In unsere Stube der Flugzeugmechaniker brachte der Artikel kräftige Diskussionen.
Unteroffizier
Harald Blumenkelch

War nicht unvorbereitet

Seit sechs Jahren lese ich Euer Magazin, die Beiträge gefallen mir. Bei meiner Vorbereitung zum Armeedienst haben mir die Erfahrungen anderer sehr geholfen. Durch die Beiträge aus dem Armeealltag und die vielen Fakten konnte ich mir ein Bild von dem machen, was ich seit über zwei Jahren täglich neu erlebe.
Offiziersschüler
Steffen Thiemert

Bei der Stange geblieben

Seit Beendigung meiner Dienstzeit im April 1985 – ich war vier Jahre auf dem UAW-Schiff „Bad Doberan" – kaufe ich mir regelmäßig die AR. Jedesmal freue ich mich über den interessanten und wissensvermittelnden Inhalt.
T. Grützmüller, Radebeul

Postenführerzuschlag

... so heißt das Lösungswort bei der Preisfrage im Kreuzworträtsel des Juliheftes. Ich habe es in einer Zeichnung festgehalten und möchte mich damit für die bisherigen vielen anregenden Artikel bedanken. Mit meinen Schülern konnte ich anhand der AR über vieles diskutieren.
Leutnant d. R. Uwe Pitz, Crivitz



Achtung! Liebe Leser im Ausland! Sichern Sie sich das Abonnement der Zeitschrift „Armeerundschau" für 1988 schon jetzt beim zuständigen Postzeitungsvertrieb bzw. beim internationalen Zeitschriftenhandel.

Wir jedoch versagen Euch unsere Antwort nicht.
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

Solibasar '87



Am letzten Freitag im August hatte sich der Berliner Alexanderplatz zum wiederholten Mal in einen Platz der Solidarität verwandelt. Zweihundertfünfzigtausend Besucher waren gekommen, um mit den Journalisten von Presse, Funk und Fernsehen ein großes sozialistisches Volksfest zu feiern. Das Motto dieses Tages: In antiimperialistischer Solidarität – für Frieden und Abrüstung!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrschte an den Ständen der 165 Redaktionen und Verlage Hochbetrieb. Natürlich auch dort, wo der Militärverlag seine Zelte aufgeschlagen hatte – mittendrin die Redakteure, Reporter und Grafiker des Soldatenmagazins. Größter Renner auf dem gesamten Alexanderplatz war unser gemeinsam mit dem Graphischen Großbetrieb Interdruck hergestellter Mini-Magazin-Maxi-Kalender für 1988. Wahrhaft in Rekordtempo verkauft wurde er von über 30 FDJlerinnen und FDJlern der Klubs künftiger Pädagogen und künftiger Berufssoldaten beim Pionierhaus „German Titow" in Berlin-Lichtenberg; an ihre Adresse unser herzliches Dankeschön! „Armeerundschau" sowie „Schützen und helfen", die Zeitschrift der Zivilverteidigung, hatten überdies eine attraktive Tombola aufgebaut; ihre dreitausend Preise hatten AR-Leser sowie Stäbe und Formationen der Zivilverteidigung gespendet. Natürlich gilt auch ihnen unser herzlicher Dank.

Dem Tag auf dem Alex vorausgegangen war unsere AR-Soli-Auktion, zu der wir im Juniheft des Soldatenmagazins aufgerufen hatten. Dadurch war es unseren Leserinnen und Lesern in allen Teilen der Republik möglich, bereits vor dem 28. August so manches aus unserem Solidaritätsangebot zu erwerben. Auch diesmal stießen wir damit auf breite Resonanz, so daß all denen gedankt sei, die sich an dieser Versteigerung beteiligten.

Die bewegenden Eindrücke des Solibasars '87 und die Verbundenheit zwischen AR-Lesern und AR-Journalisten, die wir im Vorfeld wie am Tage unseres Treffens auf dem Alexanderplatz spürten, ermutigen uns, die nächste Auflage der Solidaritätsaktion erneut ideenreich vorzubereiten. Übrigens könnt Ihr Euch den Termin schon vormerken: am Freitag, dem 26. August 1988 wird der Berliner Alex zum neunzehnten Mal ein Platz der Solidarität sein.

Die Redaktion

gefragte fragen

Mark für Mark?

Nach dreijährigem Ehrendienst nahm ich im Mai '87 mein Arbeitsverhältnis im alten Betrieb wieder auf. Hier liegt mein Verdienst um 55 Mark niedriger als bei der Armee. Muß ich nicht mindestens so viel Geld erhalten wie bei der NVA? Was sagt die Förderungsverordnung dazu?
Mario Graß, Suhl

Sie verpflichtet keinen Betrieb, an Bürger, die aktiven Wehrdienst geleistet haben, mindestens die gleiche finanzielle Vergütung wie in der Armee auszuzahlen.

Im Land der 1000 Seen

Im Juliheft schrieben Sie, daß die finnischen Luftstreitkräfte auch die MiG-21 fliegen. Sind dort auch noch andere Flugzeuge sowjetischer Bauart anzutreffen?
Unterleutnant Gerd Lotzki

Neben 35 MiG-21 in zwei Versionen erheben sich Hubschrauber Mi-8 in die Lüfte. Ihre Vorgänger waren leichte Bomber IL-28, die Jagd-, Jagdbomber-, Schulflugzeuge MiG-15, MiG-15 UTI, MiG-17 und der Hubschrauber Mi-1.

Wohin mit den Pfeilen?

1961–64 diente ich als Hydroakustiker bei der Volksmarine. Das Laufbahnabzeichen wurde mit den kleinen Pfeilen nach oben getragen. Mir ist bekannt geworden, daß die heutigen Matrosen gleicher Laufbahn das Abzeichen um 180° versetzt tragen. Ist in der damaligen oder der

postsack

Redaktion:
Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: E. Gebauer (1), Baumgärtner (1), Burckhardt (1), Archiv (2)
Vignetten: Achim Purwin

heutigen Zeit ein Fehler unterlaufen?
Stabsmatrose d. R.
P. Grahl, Schwarzheide

Dieses Abzeichen für Sonderausbildung hat sich nicht geändert (siehe Zeichnung). Verwechseln Sie es bitte nicht mit dem Abzeichen für Funkmeß. Es ist das gleiche – aber um 180° gedreht! Oder sollten Sie damals das Ihrige falsch aufgenäht haben?



Stinger-Parameter

Schockiert sind wir in unserer Brigade über die brutalen Terrorakte der konterrevolutionären Banden in Afghanistan. Selbst Passagiermaschinen werden angegriffen. Unter den vielen Opfern sind auch Frauen und Kinder. Wir lasen, daß die US-Amerikaner auch hier die Hände im Spiel haben, indem sie ihre neue Boden-Luft-Rakete Stinger an die Banden liefern. Könnten Sie Angaben über die Rakete, vielleicht auch ein Foto veröffentlichen?
Bernd Hossana, Riesa

Die Produktion begann 1980. Seit September 1986 wurden vom US-Geheimdienst CIA 150 Raketen an die Konterrevolutionäre ausgehändigt – die erste Lieferung dieser Waffe außerhalb der NATO! Die CIA zahlt dem Schützen für jede Flugzeugabschuß eine äußerst hohe Dollarprämie und liefert für jede „erfolgreich verbrauchte" Rakete kostenlos zwei neue. Länge: 1,52 m; Startmasse: 13,4 kg; Reichweite: 100 m bis 5 km. Das Foto zeigt oben die Abschußvorrichtung, unten die Rakete.

Wie weit?

Gibt es eine Kilometerbegrenzung beim Ausgang mit Standorterweiterung?
Soldat Kai-Uwe Wandke

Da in diesem Fall ein Urlaubsschein ausgeschrieben werden muß, ist auf ihm die Stadt oder das Dorf zu vermerken, wo sich der Betreffende aufhält. Ausgang außerhalb des Standortbereichs wird also nicht nach Kilometern, sondern mit konkreter Ortsangabe gewährt, wobei der Kommandeur festlegt, wie weit man sich entfernen darf.



Traditionelles?

Im Juniheft habt Ihr die neuen Ärmelabzeichen der Polnischen Armee vorgestellt und auf den historischen Hintergrund bei der Gestaltung verwiesen. Beim Betrachten des Abzeichens für die Panzertruppen drängte sich mir der Vergleich zu einem polnischen Lanzenreiter aus dem 17. Jahrhundert auf. Ihn fand ich in dem Buch „Uniformen europäischer Armeen". Die Federbügel dienten zur Abwehr von Fangseilen. Sollen die stilisierten Bügel auf dem Panzer auch in gewisser Weise Schutz und Kampfkraft demonstrieren?
Jörg Stange, Oranienburg

Sie vermuten richtig. Lanzenreiter gehörten zur schweren Kavallerie, sie waren relativ leicht gepanzert! Am Rücken brachten sie mit Adlerfedern besteckte Holzbügel an. Bei einer schweren Rüstung waren die Bügel am Sattelende befestigt. Ende des



19. Jahrhunderts verloren die Lanzenreiter (Ulanen) ihre militärische Bedeutung, stellten aber immerhin über 200 Jahre einen bedeutenden Beitrag Polens für die Entwicklung des Militärwesens dar.

Ein paar Tage S?

Kann bei der Heirat eines Bruders Sonderurlaub erteilt werden?
Unteroffizier
Torsten Greie

Er wird lediglich bei der eigenen Eheschließung gewährt.

Diplom nach einem Jahr?

Künftige Offiziere auf Zeit besuchen ein Jahr lang eine Offiziershochschule. Beenden sie diese Ausbildung mit einem Diplom?
Klaus Derstenheimer, Pirna

Nein, bei diesem zwölfmonatigen Lehrgang wird kein Hochschulabschluß erworben.

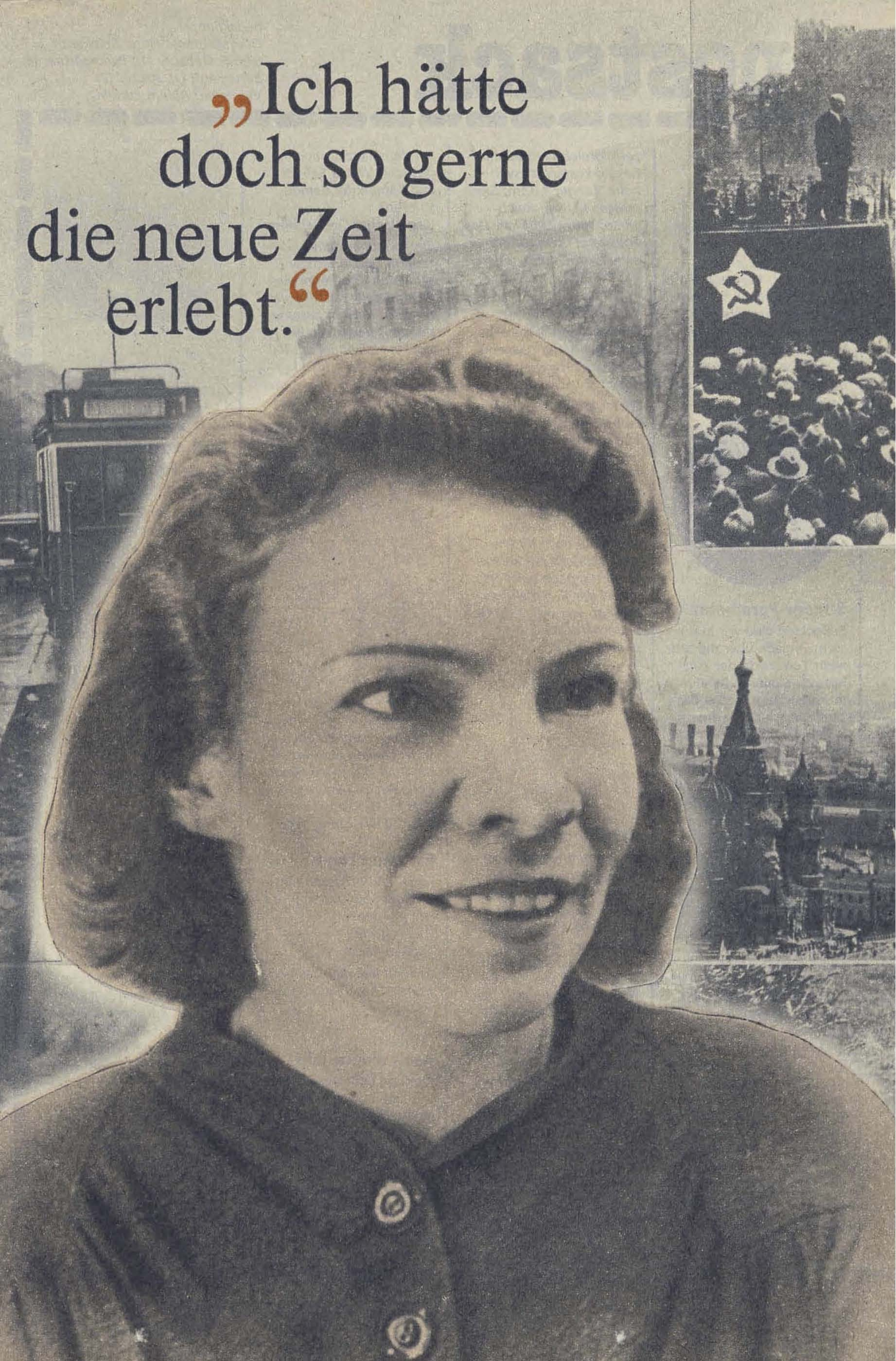


Nur reinsetzen und durch die Gegend fahren?

„Ist nicht", sagt Unteroffiziersschüler Ziemack, „ganz besonders nicht bei Eis und Schnee." Er muß es wissen, denn er hatte seine Panzerfahrausbildung im Winter: wo sich die 36 t des T-55 wie von selbst bewegen, der Stahlkoloß sich wie ein Kreisel drehen kann oder er bei 70 cm Schneehöhe hilflos liegen bleibt. AR schildert in einem Bildbericht, was Panzerfahren im Winter heißt und an besonderen Erschwernissen mit sich bringt. Weitere Beiträge führen auf das Hochsee-Bergungsschiff „Otto von Guericke", zu Fallschirmjägern und Pionieren. In einem Exklusivinterview gibt Generalleutnant Prof. Dr. Gestewitz Auskunft über die von ihm geleitete Militärmedizinische Akademie der NVA sowie Arbeit und Aufgaben des militärmedizinischen Dienstes. AR berichtet über den Kampf des ANC in Südafrika, stellt Segelfregatten vor und bringt eine Reisereportage aus der ungarischen Volksarmee. Überdies gibt es auch ein neues Mini-Magazin

in der nächsten




„Ich hätte doch so gerne die neue Zeit erlebt."



Längst hat das Flugzeug mit den roten Sternen auf den Tragflächen die Frontlinie überquert und nun die Gegend um Kestiza, einer Bahnstation im von den deutschen Faschisten besetzten Polen, erreicht. Jetzt zieht es am nachtschwarzen Himmel einen weiten Kreis. Die beiden Passagiere in Kombinationsanzügen, mit Fallschirmen auf dem Rücken, blicken gespannt durch die Kabinenfenster hinunter zur Erde. Aber dort ist es stockfinster, nirgendwo blinkt dreimal ein Licht auf – das vereinbarte Signal für den Absprung. Soll dieser Flug wieder umsonst sein? Schon sechsmal waren sie aufgestiegen und hatten den gefahrvollen Weg zurückgelegt. Und sechsmal mußten sie umkehren.

Da – unten leuchtet es dreimal auf. Endlich! Schnelles Überprüfen der Gurte, ein kurzes Abschiedswort an die sowjetischen Genossen. Dann springen sie – die deutschen Kommunisten Theodor Winter und Katja Niederkirchner. Es ist die Nacht vom 6. zum 7. Oktober 1943, zu Katjas Geburtstag ...

* * *

Das Haus Pappelallee 22 im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg gehört zu jenen Mietskasernen, von denen es Tausende gegeben hat. Im düsteren Hintergebäude bewohnte die Familie des Rohrlegers Niederkirchner eine Einzimmerwohnung. Kein Bad, kein WC. Hier kam Katja – standesamtlich: Käthe – am 7. Oktober 1909 zur Welt.

Die Eltern waren erst wenige Jahre zuvor in die Hauptstadt des preußisch-deutschen Kaiserreiches gezogen. Vater Michael, ein Deutsch-Ungar, und Mutter Helene, eine slowakische Tagelöhnerin, hatten die österreichisch-ungarische Monarchie verlassen, weil sie hofften, in Berlin mit seinen zahlreichen Fabriken und Handwerksbetrieben eine sichere Existenz zu finden. Doch schon fünf Jahre nach Katjas Geburt

machte der imperialistische Krieg diese Hoffnung zunichte: Michael Niederkirchner, inzwischen unliebsam geworden als Funktionär der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaft, wurde als einer der ersten an die Front geschickt. Dort geriet er in russische Kriegsgefangenschaft. Mutter Helene, mit nunmehr vier Kindern auf sich allein gestellt, mußte für kargen Lohn Granaten drehen. Da galt es, für ein Zubrot zu sorgen. Also beaufsichtigten Katja und ihre Schwester Mia fremder Leute Kinder für zwei Mark in der Woche.

In die Schule – es war die 79. Volksschule in der Pappelallee – ging die kleine Katja oft widerwillig. Schuld daran waren – so später Schwester Mia – die Lehrerinnen: „alte monarchistische Tanten", die sich wenig Mühe mit den Arbeiterkindern gaben, diese aber umsomehr verhöhnten und auch schlugen. Dennoch schwänzte Katja keine einzige Stunde. „Ihr lernt für euch, ihr werdet es im Leben brauchen." Diesen Rat des Vaters beherzigte sie, so schwer ihr auch das Lernen fiel. Sie büffelte eben, bis alles saß.

Im Dezember 1919 kehrte der Vater nach Hause zurück. In Rußland hatte er die Oktoberrevolution erlebt und sich auf die Seite der Bolschewiki gestellt. In Berlin bekannte er sich zur USPD und wurde wenige Monate später Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Von nun an war sein Leben von drei Aufgaben erfüllt: die Sorge für die Familie, die Erziehung seiner Kinder zu Sozialisten, der politische Kampf für die Sache der Arbeiterklasse. 1927 wurde Michael Niederkirchner in das ZK der KPD gewählt.

Obwohl zart und sensibel, suchte das Mädchen Katja lebhaften Umgang. Und so schloß sie sich als Zehnjährige der 12. Kinderabteilung des Arbeitersportvereins „Fichte" an, die in der Turnhalle Gleimstraße regelmäßig Übungsstunden abhielt. Zwar verspotteten die Geschwister Katja als „achteckig und steif wie ein Bock", aber das machte sie nicht traurig. Bald brachte sie es sogar zu achtbaren leichtathletischen Leistungen.

Katjas zweite Liebe gehörte den Büchern, die ihr der Vater besorgte – Erzählungen und Romane von Jack London, Maxim Gorki, Leo Tolstoi. Heinrich Heines „Wintermärchen" vermochte sie auswendig vorzutragen, manches Gedicht von Majakowski auch. Rosa Luxemburgs „Briefe aus dem Gefängnis" beeindruckten sie sehr; so wie Rosa sein – vertraut mit Liedern und Gedichten, Blumen und Tieren, flammend und unerbittlich im Klassenkampf, den Menschen zugetan, das wollte Katja.

Und so fand sie den Weg in eine der ersten kommunistischen Kindergruppen Berlins. Dort wurde gesungen und getanzt, gewandert und Sehenswertes besucht. Dort fühlte sich das Proletariermädchen wohl. Sie rezitierte Gedichte, spielte Laute. Katja wuchs hinein in die Gemeinschaft Gleichgesinnter, die eine feste Solidarität zusammenhielt.

In Berlin tobte der Klassenkampf.

Die Arbeiter rangen um ihre Menschenrechte, die ihnen der bürgerliche Staat gewaltsam vorenthielt. Polizei und Reichswehr, kommandiert von rechten SPD-Führern und einst kaiserlichen Offizieren, setzten rücksichtslos Waffen ein. So auch an jenem Septembertag des Jahres 1919 in Berlin-Charlottenburg: Mehrere hundert Arbeiterkinder und Jugendliche demonstrierten für Brot und Schulbildung, für das Recht auf Berufsausbildung und Arbeit, für menschenwürdiges Wohnen. Die Reichswehr eröffnete das Feuer. Ein junger Proletarier wurde ermordet, andere verwundet. Katja Niederkirchner erlebte dies mit.

1924 verließ Katja mit dem Abschlußzeugnis der achten Klasse die Volksschule, erhielt die Jugendweihe und begann eine Lehre als Schneiderin, ohne davon begeistert zu sein. Denn viel lieber wäre sie Krankenschwester geworden, um leidenden Menschen helfen zu können. Darin nämlich sah sie ihren Lebensinhalt. Aber für Proletariertöchter war es fast unmöglich, eine solche Ausbildung zu erhalten. Und außerdem wünschte der Vater, alle seine Kinder sollten ein „solides" Handwerk erlernen. Daß dies aber im Kapitalismus kein Wechsel auf die Zukunft sein kann, mußte Katja bald am eigenen Leib spüren: Kaum hatte sie ausgelernt, wurde sie arbeitslos wie Tausende. Nur hin und wieder konnte sie mit Gelegenheitsarbeit ein paar Mark verdienen. Doch sie nutzte die ihr aufgezwungene Freizeit; sie belegte Kurse für Stenografie, Maschineschreiben, Buchführung und Deutsch. Und sie unterstützte die Mutter, die erst jetzt Gelegenheit fand, schreiben und lesen zu lernen. Ihr erklärte sie auch geduldig, daß man politisch aktiv sein und kämpfen muß. Und warum dies notwendig ist. Schließlich wurde es der Mutter vor Augen geführt, wenn das eine oder andere Mitglied der Familie mit blutigen Schrammen von einer Arbeiterdemonstration heimkehrte ...

Folgerichtig wurde Katja 1925 Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes. Als Kassierer, dann Organisationsleiter und später Politleiter ihrer Gruppe hatte sie eine Menge politischer Kleinarbeit zu leisten: Plakate kleben, Landagitation durchführen, Diskussionsabende bestreiten. An der MASCH, der Marxistischen Arbeiterschule, hörte sie Vorlesungen bei Käthe und Hermann Duncker, studierte Marx und Lenin und Bebels „Die Frau und der Sozialismus". Und im Kreis ihrer Jugendgenossen suchte und fand sie fröhliche Stunden. Sie verstand es, mit geringem finanziellen Aufwand sich nett zu kleiden, ihren Körper

„Ich hätte doch so gerne die neue Zeit erlebt."

zu pflegen und so für ein attraktives Äußeres zu sorgen. Katja träumte vom Heiraten und von einer eigenen, großen Familie. Der Partner ihrer Wahl sollte ehrlich und fleißig, politisch aktiv wie sie selbst und in allem mit ihr eins sein.

Vater Michael, inzwischen einer der engsten Mitarbeiter Ernst Thälmanns, mahnte seine Kinder zur Vorsicht. Denn trotz mehrerer Anträge hatten die Behörden der Weimarer Republik den Niederkirchners noch immer nicht die deutsche Staatsbürgerschaft zuerkannt. Man konnte also jederzeit diese mißliebigen politischen Gegner unter irgendeinem Vorwand ausweisen. Und auch das sagte der Vater seinen Kindern: „Was ich geworden bin, bin ich durch die Partei. Man hat mich nicht aufgrund meiner schönen Augen, sondern aufgrund meiner Arbeit gewählt. Haltet es ebenso und bildet euch nichts ein auf euren Vater." Dies nahm sich Katja sehr zu Herzen, es bestimmte ihren weiteren Lebensweg. Und das erst recht, als sie 1929 in die KPD aufgenommen wurde. Ihr Parteiauftrag: Frauenarbeit im Sportverein „Fichte", Agitationsarbeit als Mitglied des Landessportausschusses für Rote Sporteinheit.

Angesichts des heraufziehenden Faschismus mobilisierte die Partei alle Kräfte für die Schaffung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse. Ganz in diesem Sinne setzte sich Katja Niederkirchner während einer Frauen-Wahlversammlung im November 1932 für den großen Streik der Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG) ein. Worauf sie verhaftet und am 27. März 1933 des Landes verwiesen wurde. Als „Ausländerin" – so sagte man ihr, denn sie besaß einen ungarischen Paß – habe sie sich „staatsfeindlich betätigt".

Moskau wurde Katjas zweite Heimat.

Dort lernte sie intensiv russisch. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich als Schneiderin in einem Bekleidungswerk. Abends und an den Wochenenden besuchte sie Theatervorstellungen und Konzerte; Katja erschloß sich die Welt der Musik: Mozart, Haydn und Tschaikowski mochte sie besonders. Und überglücklich war sie, als der Vater nach Gefängnis und Konzentrationslager den Klauen der Nazis entkommen und die Familie in der sowjetischen Hauptstadt wieder beisammen war.

Jedoch – es wuchs die Gefahr des Krieges. Und Katja, die dem Land, in dem sie leben und arbeiten durfte, tatkräftig danken wollte, nahm wie die Komsomolzen an vormilitärischen Lehrgängen teil. Sie ließ sich in Funk- und Radiotechnik ausbilden und beherrschte das Morsen bald so gut, daß sie andere darin unterweisen konnte.

Am 22. Juni 1941 überfiel das faschistische Deutschland wortbrüchig die UdSSR.

Katja Niederkirchner meldete sich sofort freiwillig zum Fronteinsatz, wurde aber vorerst mit politischer Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen beauftragt. Schließlich gab man ihrem Drängen nach, im Hinterland der Faschisten abgesetzt zu werden. Gründlich wurde sie auf diese schwere Aufgaben, die sie in Berlin erfüllten sollte, vorbereitet ...

* * *

Der nächtliche Absprung verläuft mit Komplikationen; Katjas Fallschirm verfängt sich im Wipfel eines Baumes. Bis zum Morgen schwebt sie hilflos etwa zehn Meter über dem Erdboden. Dann befreien sie polnische Partisanen aus dieser mißlichen Lage.

Tage später im Zug nach Berlin: Eine Wehrmachtstreife kontrolliert die Reisenden. In Katjas Paß fehlt ein neuer Sicht-Stempel, den die Behörden vor kurzem erst eingeführt haben. Katja wird festgenommen und der Gestapo übergeben ...

Beim Abschied in Moskau hatte der Vater die Tochter gefragt: „Fühlst du dich so stark, daß du in der Stunde, da man dich quälen und foltern wird, zu deiner Überzeugung stehen wirst?" Katja hatte es ihm versprochen. Nun hält sie es.

Monatelang wird sie von Verhör zu Verhör geschleppt, von ihren Peinigern bestialisch gefoltert. Aber sie schweigt, verrät weder ihren Auftrag noch die Genossen, mit denen sie in der faschistischen Reichshauptstadt zusammenarbeiten sollte. Die Gestapo erfährt nur ihren Namen: Käthe Niederkirchner.

Sie wird in das Frauen-KZ Ravensbrück eingeliefert. Ihre Begleitpapiere tragen den Vermerk „r. u." – „Rückkehr unerwünscht". Es ist das Todesurteil. Eine Leidensgefährtin Katjas erinnerte sich später: „Sie war abgemagert, am linken Fuß trug sie einen notdürftigen Verband aus Krepp-Papier, schleppte das linke Bein nach und hielt sich an der Wand fest." Und eine nächste: „Bei anderen Gefangenen waren wir oftmals mißtrauisch, wenn sie zu uns kamen, aber bei der Katja kamen wir nicht auf den Gedanken."

Und alle Genossinnen umsorgen die junge Frau, die es ihnen auf die ihr mögliche Weise dankt: Ausführlich erzählt Katja den Kameradinnen von ihrem Leben in der Sowjetunion, bestärkt die Zuversicht der Mitgefangenen auf den nicht mehr fernen Sieg der Roten Armee.

Eines Tages im September 1944 kommt der Befehl: Der Häftling Käthe Niederkirchner hat sich sofort in der Lagerschreibstube zu melden! Sie wird in den Bunker geworfen und kehrt von dort nicht zurück. Aber es gelingt

ihr, ein paar Zeilen hinauszuschmuggeln ...

„23. September 1944, abends: ... Alle Kameraden, die mich gar nicht kannten, alle waren so gut zu mir. Jeden Tag schließe ich mit dem Leben ab und denke, heute abend ist es soweit, und die Nacht ist entsetzlich ...

25. September 1944, abends: Heute will ich Abschied nehmen von meinen Lieben. Ich habe eine Ahnung, daß ich nicht mehr lange hier bin. Meinem lieben, treuen Vater müßt ihr sagen, daß ich ihm keine Schande gemacht habe. Ich habe niemanden verraten. Meine Gedanken sind ständig bei ihm. So gerne hätte ich ihn noch einmal gesprochen. Meine gute Mutter, meine Schwester Mia, meine Brüder, allen meine letzten Grüße ...

Vergeßt Eure Katja nicht.

27. September 1944, morgens: Heute früh war der Schutzhaft-Lagerführer bei mir und hat mir mein Urteil vorgelesen in einer so höhnischen, gemeinen, dreckigen Art, diese Bestie! Sie sind ja das Morden gewohnt und haben eine besondere Freude, sich an den Qualen ihrer Opfer zu weiden. Bei mir aber hat er kein Glück. Also wird es wohl heute abend passieren. Ich hätte doch so gerne die neue Zeit erlebt. Es ist so schwer, kurz vorher gehen zu müssen ..."

In der Nacht zum 28. September 1944 wird Katja Niederkirchner von einem SS-Oberscharführer erschossen.

In einem Nachruf ihrer Kameradinnen heißt es: „Wir Ravensbrücker Kommunistinnen ... sagen ihrem Vater, Genossen Michael Niederkirchner, daß er auf seine Tochter stolz sein kann. Wir alle trauern mit ihm um seine Tochter, sie war eine tapfere Genossin und ein seltener Mensch."

Ihren Namen trägt ein Fliegertechnisches Bataillon der Nationalen Volksarmee.

Text: Bruno Reinhold
Bild: ZB
Fotomontagen: H.-U.-Kutzner




gen
tatt.



Gefechtsfahrzeuge MT-LB, obenauf das Dreibein des automatischen Granatwerfers AGS-17, rollen durch verschneites hügeliges Gelände. Soldaten sitzen in Sekunden von ihren Zugmaschinen ab, stürmen vorwärts. Ihr Ziel ist die Küste, jene am Stillen Ozean. Auftrag der Übung: Verteidigungsstellungen beziehen, das „Gefecht" gegen angreifende Landungstruppen aufnehmen. Diese Aufgabe erfüllt die Kompanie. Die Landungstruppen des „Gegners" werden ins Meer zurückgeworfen. Ausgezeichnet geschlagen haben sich dabei die Männer des Zuges von Leutnant Simakow, darunter die Soldaten Dimitro Kotschew und Paata Tschankotadse. Sie gehören zu einem Truppenteil des Fernöstlichen

Militärbezirkes, der die Pazifikküste der Sowjetunion sichert. Seine Traditionen reichen zurück bis in die Jahre des Bürgerkrieges, in jene bewegten Jahre der Verteidigung der Revolution, der Kämpfe gegen die Weißen und die imperialistischen Interventionstruppen.

Und so geschah es 1922: Delegierte des 195. Jejsker Schützenregiments waren zum Geburtstag von Wladimir Iljitsch Lenin nach Moskau gefahren. Dort hatten sie dem Begründer des Sowjetstaates den



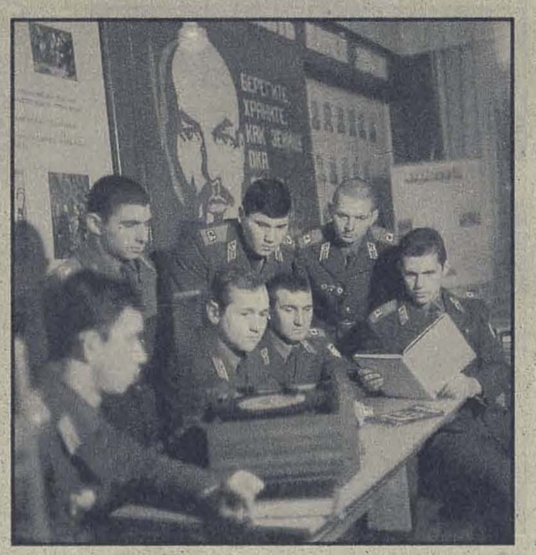
Dienstausweis eines Rotarmisten, einen Bezugsschein für Bekleidung und Ausrüstung sowie eine Soldatenuniform überreicht. So wurde Lenin Ehren-Rotarmist der 1. Gruppe des 1. Zuges der 1. Kompanie bei den „Jejskern".

Ein ruhmreiches, ein kampfgestähltes Regiment waren sie schon damals, die Hundertfünfundneunziger aus der 22. Rotbanner-Division – benannt nach der Stadt Jejsk am Taganroger Meerbusen des Asowschen Meeres.



Mit Lenins Namen in den Listen

Sie hatten gegen die weißgardistischen Banden und die Weißkosaken im Gouvernement Samarskoje am unteren Don gekämpft, hatten heldenhaft das belagerte Uralsk verteidigt und den Feind am Don und am Kuban geschlagen. Eine Generation später gehörten zur Gefechtsbiografie dann auch die erbitterten Kämpfe gegen die japanischen Interventen am Chasan-See nahe der koreanischen Grenze und die Zerschlagung



der Kwangtung-Armee im Spätsommer 1945.

In all den Jahren und bis zum heutigen Tag steht in der Personalliste der 1. Kompanie immer der Name Lenins vor denen der jungen Wehrpflichtigen. Und so weiß jeder Soldat, daß sein Dienst nicht nur eine große Ehre ist, sondern vor allem Verpflichtung zu Höchstleistungen. Die Kompanie trägt seit Jahren den Bestentitel und verteidigt den Wimpel der besten

Einheit des Regiments.

Nur noch wenige Bilder gibt es von den „Jejskern" aus der Zeit vor 65 Jahren. Eines davon zeigt das jungenhafte Gesicht des damaligen Kommandeurs F. I. Konkin. Wer das Foto betrachtet, erinnert sich bestimmt an das Lied „Partisanen vom Amur", an die Verse über die „kühne Division", die „durchs Gebirge, durch die Steppe zog – hin zur Küste, dieser weißen, heißumstrittenen Bastion". Ein Lied von damals, voll revolutionärer Romantik. Der Dienst im Fernen Osten ist heute anders, anders auch die Romantik an der pazifischen Küste. Doch die heutigen „Jejsker" stehen ihren Mann. Wie ehedem.

Text und Bild: Kapitän 2. Ranges Alexej Schadrin



Alexej Radakow
Der Analphabet und der Lesekundige
Mehrfarbenlithografie, Petrograd 1920

Auf den ersten Blick könnte man meinen, eine Seite aus einem Bilderbuch des vorigen Jahrhunderts in der Hand zu haben. Man ist erinnert an den Struwwelpeter, Neuruppiner Bilderbogen oder russische Lubkis. Etwas ähnliches sind sie auch, die volkstümlichen, auch ohne Worte verständlichen Bilder von Alexej Radakow, die als Plakate gedruckt wurden und zu Beginn der 20er Jahre vor allem in den russischen Dörfern Verbreitung fanden.

In einer simpel wirkenden Gegenüberstellung werden Nachteile des Analphabetentums den Vorzügen des Lesenkönnens gegenübergestellt. Die verhärmten Bäuerlein in Bastschuhen haben nur niedriges Stroh ohne Korn auf dem Feld, der Blitz schlägt in die windschiefe Hütte, das ganze Anwesen wirkt ärmlich und verlottert, die Tiere sind am Verhungern. Jämmerlicher kann man das traurige Los des Unwissenden bildhaft kaum darstellen. Der gutgekleidete stolze Bauer mit seiner drallen Frau auf dem anderen Bild wirtschaftet mit seinem Bücherwissen ganz anders. Richtige Düngung und sinnvolle Bodenbearbeitung bringen reiche Getreide-, Obst- und Gemüseernten, das schöne Haus ist durch einen Blitzableiter geschützt, alles sieht schmuck und adrett aus, die Tiere sind wohlgenährt und gesund. Man braucht den erläuternden Text, der die Zustände noch drastischer schildert, nicht zu lesen, um zu verstehen, worin das Ziel des Grafikers bestand. Er wollte aufklärend wirken und vor allem die Bauern zum Erlernen von Lesen und Schreiben bewegen.

Das wird für uns heute nur verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß von 170 Millionen Menschen, die zur Zeit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im russischen Reich lebten, nur ein Viertel des Lesens kundig war. Erschreckend ist diese Tatsache besonders, wenn man bei Lenin liest, daß vier Fünftel der jungen Generation durch die fronherrliche Staatsordnung Rußlands zum Analphabetentum verurteilt waren. In den von nichtrussischen Völkern besiedelten Randgebieten des Reiches schwankte der Anteil der Schreib- und Lesekundigen zwischen 3,9 und 0,6 Prozent. Die junge Sowjetmacht brauchte nicht nur Bauern, die vermittels Bücherwissen die landwirtschaftliche Produktion erhöhten – dabei spielen ja auch Erfahrungen eine Rolle –, vor allem ging es doch darum, das Volk für die Revolution zu gewinnen, alle Kräfte für deren Verteidigung gegen die ausländischen Interventen zu mobilisieren und die Feinde im eigenen Land zu erkennen und zu schlagen. Dafür ist Wissen nötig – und sein Erwerb über die Fähigkeit zu lesen, ganz zu schweigen von den anderen Möglichkeiten, die das Studium von Literatur erschließt.

So lapidar die Bilder wirken, so wichtig waren sie für die Revolution und weisen uns heute auf ein fast vergessenes Hauptproblem der jungen Sowjetmacht hin. Die Alphabetisierung war eine der ersten großen Kulturleistungen der Oktoberrevolution. Aktuell ist das Problem bis in unsere Tage. Ich erinnere nur an die legendären Aktionen zur Beseitigung des Analphabetentums in Kuba, Angola oder jüngst in Nikaragua. Lesen lernen ist der Schlüssel zum Erkennen von Zusammenhängen, zum Erwerb von Wissen, zur Nutzung von Erfahrungen, zur Erziehung der Gefühle, zur Aneignung der Welt und zur Erkenntnis seiner selbst.

Die gedruckten und weitverbreiteten Plakate der ersten Jahre der Sowjets hatten eine große Bedeutung, ja sie ersetzten zum Teil sogar Zeitungen. Mit ihrer Hilfe wurden anschaulich Nachrichten verbreitet, wurde agitiert und motiviert, wurde ideologische Arbeit geleistet. Sie entstanden in rascher Folge, oftmals über Nacht wie die berühmt gewordenen ROSTA-Fenster, an denen auch Wladimir Majakowski mitarbeitete. Sie wurden nicht nur mit revolutionärem Elan, sondern auch mit Akribie und künstlerischer Meisterschaft gefertigt. Wenn ich auf der Reproduktion richtig gezählt habe, wurden auf dem abgebildeten Plakat acht Farben vom Lithostein per Hand übereinandergedruckt. Die besten Leistungen sind für uns heute nach 70 Jahren interessantes Zeitdokument und haben ebenso ihren festen Platz in der Kunstgeschichte gefunden.

Text: Dr. Sabine Längert

БЕЗГРАМОТНЫЕ.

Безграмотный, что слепой. Видит, что с ним всякие несчастия да неудачи случаются, а как предупредить их, не знает. Бьется он всю жизнь, а все плохо выходит. Всех спрашивает, что ему делать, все советы слушает, и плохие и хорошие, а есть только один верный друг, который на все ответы ответит, это — книга. Там все найдешь, и как корову купить, и как землю удобрять, и как детей лечить. Только выбери книгу, какую нужно. Смотрит безграмотный на книгу, знает, что много в ней написано полезного, да прочитать не может. Купит корову, да плохую, не знает, как лучше ее выбрать; трудовые деньги заплатил, и корова и околела через неделю. Не знает, чем лучше рожь удобрять, а урожая и нет. И горько смотреть ему на скудные плоды своей работы, и тяжело ему и семье его жить.



Государственное Издательство, Петербург 1920.

ГРАМОТНЫЕ.

А грамотному легко жить! Знает он все, что на свете делается. Ни у кого совета не спрашивает, — просто нужную книжку раскроет и прочтет, что надо. Там, где безграмотный вдвое больше сил и времени тратит, сам до всего своим умом вернее и скорее доходит, грамотный всего легко добивается, и труды его радуют его хозяйский глаз. Знает он, как лучше скот купить, какая какому материалу цена, откуда что выписать. Хочет себя от пожара уберечь, — громоотвод ставит; урожая хочет — знает, где какое удобрение купить. От недобрых советчиков и всяких случайностей защищает его книга. И свободнее ему жить, и чего безграмотный боится, перед чем дрожит, грамотный и не замечает. И веселит его хозяйский глаз его хозяйство, видит он, что не даром пошли труды его.

Fortsetzung von Seite 11

„Tür ohne Klinke" schon in den ersten Stunden auf mich ausgeübt hatte. Die ersten acht Monate waren strenge Einzelhaft. Zwei, drei Sätze am Tag mit der Wärterin, das war alles an Kommunikation. Rund um die Uhr mußte ich mich mit mir selbst beschäftigen. Später mußte ich lernen, mit Kriminellen zusammenzuleben, wie zum Beispiel mit einer Frau, die ihren Freund mit vierundzwanzig Beilhieben umgebracht, oder einer anderen, die ihr Kind erstickt hatte. Mit denen redet man; mit denen arbeitet man im Nähsaal, wo ich vier Jahre und neun Monate Anstaltskleidung und Wäsche nähen und flicken mußte. Dort konnte und durfte ich mich nicht isolieren. Ich war die „prominenteste" Gefangene. Jeder wollte einmal persönlich so ein „kommunistisches Monster" sehen und reden hören. Das war ein erneuter Lernprozeß für mich, dort mußte ich leben, überleben.

Was war das Schlimmste damals?

Das Schlimmste für mich war die nicht sofort zu beantwortende Frage: Habe ich am Tage meiner Verhaftung nicht nur meine persönliche Freiheit, sondern auch meinen Sohn verloren? Pierre war siebzehn. Wir hatten keine Möglichkeit mehr, ihm zu erklären, wer wir waren und warum wir es waren. Würde er sich zu seinen Eltern bekennen? Auch für Pierre war der Verhaftungstag ein schwerer Schock. Aber sein Vater und ich hatten Glück, das größte Glück: Pierre entschied sich für seine Eltern. Noch vor Prozeßende ist er in freier Entscheidung in seine neue Heimat DDR übergesiedelt. Da war er achtzehn und gab seine bis dahin geltende Heimat, seine Schulkameraden und Freunde auf. Er stand damals vor dem Abitur und kannte kein anderes Leben, kein anderes Gesellschaftssystem als das, in dem er aufgewachsen war. Pierre ist inzwischen verheiratet und hat zwei Kinder. Er hat sich mit viel Fleiß seinen Berufswunsch erfüllt und ist Bildreporter. Und er ist Mitglied unserer Partei.

In den Gefängnisjahren waren die Untätigkeit, die Ohnmacht, die Hilflosigkeit, das Abgeschnittensein von den Genossen in der Heimat und von meinem Mann am schlimmsten. Es gab Momente, wo es mir irreal erschien, die Hoffnung zu hegen, je wieder aus dem Gefängnis heraus zu kommen. Ich war zu acht Jahren Gefängnis wegen sogenannter Beihilfe zum Landesverrat verurteilt. Sieben Jahre davon konnten sie mich in ihrer Gewalt halten, dann kämpften mich meine Genossen frei. Trotz Einsamkeit, trotz aller gefängnisbedingten Härten kann ich mit Recht sagen: Niemand hat mich in dieser Zeit weinen oder schwach gesehen. Ich habe auch im Gefängnis meinen Auftrag erfüllt.

Wie bewerten Sie die Zeit im Gefängnis: Als zu hohen Preis, den Sie allein haben zahlen müssen, oder als das Risiko, mit dem Sie all die Jahre leben mußten?

Diese Frage habe ich mir nie vorgelegt. Für die Sicherheit unserer Republik – was heißt da: zu hoher Preis? Ich sagte doch, jeder Kundschafter muß mit dem Risiko seiner Enttarnung leben. Also waren wir darauf eingestellt. Dennoch: Jeder Tag, jede Stunde im Gefängnis war und ist zuviel.

Was half Ihnen, die langen Jahre der Haft zu überstehen?

In erster Linie die Sache, für die ich gearbeitet habe. Ich war im Recht, ich hatte mich für das Richtige, für Frieden und Sozialismus, eingesetzt. Ich wollte moralisch sauber in die Heimat zurückkehren und nicht als jemand, den die da fertig gemacht, gebrochen hatten. Ich wollte, daß mein Sohn und meine Mutter mir in die Augen sehen konnten, ohne sich meiner zu schämen. Ich wollte mir selbst beweisen, daß meine Ausgangsmotive von Mitte der fünfziger Jahre auch nach so langer Zeit noch stabil waren, mich noch trugen. Das alles hielt mich aufrecht und standhaft.

Mit Blick auf die Bedrohung der Welt und der menschlichen Existenz, wie sie von den aggressivsten Kräften des Imperialismus ausgeht – würden Sie sich noch einmal so entscheiden, all Ihr Wissen und Ihre schweren Erfahrungen einbezogen?

Das ist eine hypothetische Frage, die ich nicht beantworten kann, ohne in den Verdacht der Unehrlichkeit zu geraten. Sieben Jahre Gefängnis – nie wieder. Bereit sein, einen Auftrag zum Wohle unseres Landes zu übernehmen – immer wieder. Gerade jetzt, wo jeder Kopf und jede Hand für die Verhinderung des Allerschlimmsten gebraucht werden, denke ich nicht im Traume daran, das allein anderen zu überlassen, sondern fühle mich weiter gefordert.

Gibt es etwas, das Sie bedauern?

Ich bedaure zutiefst, daß ich durch die Verhaftung gehindert worden bin, meine Arbeit erfolgreich fortzusetzen. Das ist das Einzige, was ich bedaure.

Was fühlten Sie, als Ihnen in der Heimat das Mitgliedsbuch der Partei überreicht wurde?

Das war ein bewegender Moment. Ich war ja noch Kandidat, als ich Kundschafterin wurde. Scherzhaft möchte ich sagen, meine Kandidatenzeit hat ein Vierteljahrhundert gedauert. Ich hatte wahrlich Zeit genug, meine Prüfungen abzulegen und meine Bürgen nicht zu enttäuschen. Als man mir mein Parteidokument aushändigte, über die ganzen Jahre hinweg selbstverständlich korrekt geführt, hatte ich das Gefühl, als hätte sich ein Ring geschlossen. Nun stehe ich endlich mittendrin und darf mich frei und offen zu dem bekennen, was mein Lebensinhalt war und ist – Frieden und Sozialismus.

Für das Gespräch bedankt sich Karin Matthées.

Bild: Manfred Uhlenhut (4); Archiv

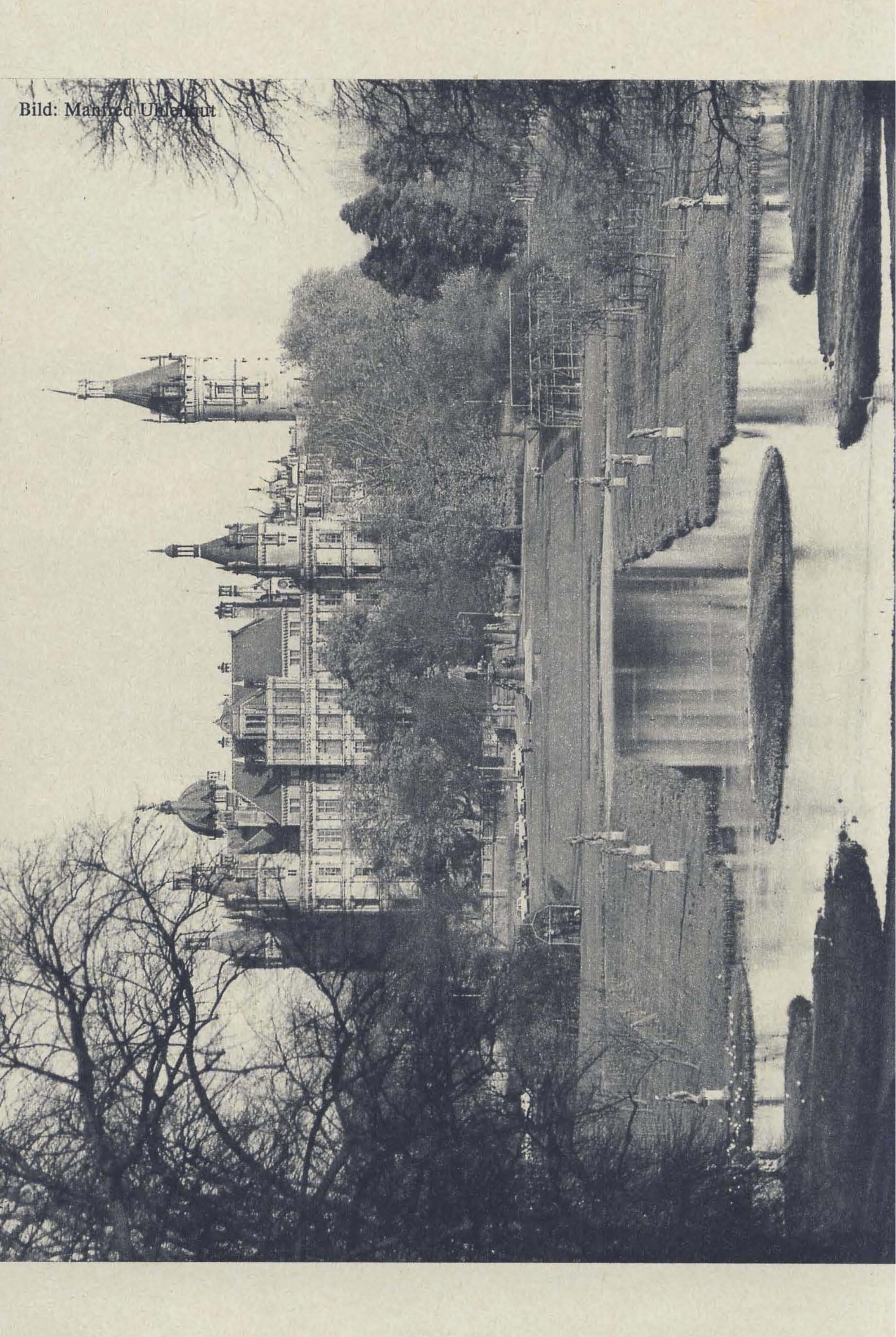


Bild: Manfred Uhlenhut

Schützenpanzer BMP zu Wasser und zu Lande





Wie man nackten Männern in die Tasche greift und andere Kunststückchen vollbringt

Darüber berichtet AR-Reporter Oberstleutnant Ernst Gebauer aus dem Bataillon Voit des Truppenteils „Robert Uhrig"

Möchte es doch nur das Zauberwort sein, wünscht sich Bataillonskommandeur Hauptmann Voit im Kreise seiner Offiziere – und er denkt dabei an einen Begriff, der in nahezu aller Munde ist. In den Vorstellungen und Bedenken, den Erwartungen und Befürchtungen dazu geht es nämlich noch arg durcheinander. Haben etwa sogar diejenigen recht, die meinen, es werde allen mehr auf die Knochen gehen? Alsbald erfahren die Genossen um Hauptmann Voit eine erste Antwort: als es ihnen buchstäblich unter den Nägeln brennt.

Das Wunder einer Waffe

Erstaunliches hatten sie von ihr gehört. Nun liegt sie auf dem Tisch, die neue Maschinenpistole AK 74. Und sieht auf den ersten Blick gar nicht so anders aus als ihre Vorgängerin.

Doch längst wissen sie: kleineres Kaliber und veränderte Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses, fast 200 m/s mehr. Da steckt was hinter. Freudig rücken die Kompanien zum Schießplatz aus. An sich selber zweifelnd kehren sie zurück. Die Fünf, die sie heimbringen, ist an den Gesichtern ablesbar. Vorschnell meinen einige, die Waffe tauge nichts. Zu allem Unglück steht eine Inspektion vor dem Kasernentor.

Mitunter schärfen Niederlagen den Blick. Die Wirkung einer Waffe liegt in ihrer technischen Konzeption. Ein Geschoß, das schneller fliegt, hat demzufolge eine weniger gekrümmte Flugbahn; es wird fast genau dort auftreffen, wohin der Lauf gerichtet ist. Und da sie schneller sind, werden die Geschosse im Feuerstoß kaum noch voneinander abweichen. Die bei Maschinenwaffen übliche Streuung, die bei Zielfehlern immer noch Treffer brachte, ist bei ihr auf ein Minimum gesetzt. Nunmehr haben Zielfehler ausschließlich verhängnisvolle Folgen; Treffer oder Fehlschüsse, sie liegen fast am gleichen Punkt. Absolute Treffsicherheit ermöglicht Überlegenheit im

Gefecht, und sie spart Munition. Nur, man muß eben wirklich schießen können!

Schleunigst beginnt das Bataillon mit intensivem Schießtraining. Natürlich konnten die Genossen schon vorher schießen, und an den Gesetzmäßigkeiten der Ballistik hatte sich auch nichts geändert. Aber wer nicht ständig das Zielen trainiert, wird auch mit der besten Waffe wenig oder nichts treffen. Kaum eine Woche danach schießt das Bataillon vor der Inspektion. Es erreicht die Note 1 – was nun wohl kein Wunder ist.

10 Tage, die kaum noch etwas änderten

Hauptproblem ist bei allem die Intensität des Übens. Nicht nur die Sache mit der neuen MPi ist Hauptmann Voit der Beweis dafür; so drängt er seine Ausbilder in eben diese Richtung. Jedoch, er muß sich offenbar etwas einfallen lassen. Üben kostet schließlich Zeit. Mehr üben gleich mehr Zeit, das geht nicht auf. Weniger Zeit? – Was wird dann aus dem Üben? Mehr üben bei gleichem Zeitfonds – Möglich, aber auf Kosten welcher anderen Verluste?

Ein Ausbildungshalbjahr läßt sich nicht dehnen. Es währt bis zu dem vom Bataillon zu erbringenden Beweis: Was wir getan haben, hat genützt – wir sind gefechtsbereit. Um das zu prüfen, geht es in eine etwa zweitägige Übung. Um sich darauf vorzubereiten, rückten die Kompanien bislang zehn Tage früher auf den Truppenübungsplatz. Meist geschah dies, um Versäumtes nachzuholen. Höhepunkte der Ausbildung sind Höhepunkte der Leistung! Wer kennt sie nicht, die sich ähnelnden Losungen. Kaum daß es Ruhe gab, ob einer wollte oder nicht. Die Kompanien stürmten nacheinander über den „Acker", anschließend das ganze Bataillon. Es wurde „korrigiert" und „gefestigt". Und als das Bataillon dann schließlich zur Übung rollte, sah es anfangs auch nie schlecht aus. Geschossen wurde, wie es sich gehört. Doch schnell, zu schnell oft, ließ die Truppe Dampf ab. Im taktischen Verhalten an den Sperren, im Besetzen und Sichern eines Abschnittes, beim Schutz vor Massenvernichtungsmitteln tat sie sich schwer. Auf unerwartete Einlagen gar wurde recht unwillig reagiert. Die Soldaten waren, in guter Absicht wohl, an den Tagen zuvor „kaputtgespielt" worden.

Das muß nicht so bleiben. Mit diesem Argument geht Hauptmann Voit zu Beginn des neuen Halbjahres in die monatliche Weiterbildung seiner Ausbilder, für die er als Kommandeur verantwortlich ist. Er will die Übung über Monate hinweg vorbereiten. Die möglichen Gefechtsaufgaben eines Bataillons sind bekannte Größen, Elemente davon in der Einzel-, Gruppen-, Zug- und Kompanieausbildung enthalten. So übt er mit seinen Ausbildern schon in den ersten Wochen am Sandkasten Feuerleitung, führt er sie frühzeitig ins Taktikgelände, und gibt er ihnen dort viel Gelegenheit, mit der Gefechtstechnik zu arbeiten. Dabei läßt er oft auch die Rollen tauschen: die Kompaniechefs haben als Zugführer, sogar als Gruppenführer zu handeln. Auch er tritt ins Glied. Man muß das Gefecht auch mal als Unterstellter erleben, spüren, was nötig ist.





Zugführer Leutnant Stoll: „Wo es möglich ist, versuchen wir die Ausbildung zu koordinieren. Haben wir an dem einen Tag Schießausbildung und am nächsten Tag Taktik, dann machen wir es hintereinander. Auch wenn es in die Nacht hineingeht. Wir sparen eine Wartung ein. Die Soldaten erleben die Ausbildung gefechtsnäher. Im Zug gewinnen wir dadurch auch Zeit für mehr politisch-kulturelle Aktivitäten!"
Nahezu sprichwörtlich ist die Treffsicherheit der Maschinenpistole AK 74. Dennoch ist es der Schütze, der die Treffer erzielt.







„Fähige Ausbilder, von denen kommt Zuwachs ...!" Das ist die Maxime von Bataillonskommandeur Hauptmann Voit, und so ist er ihnen in jeder Ausbildungssituation Ratgeber und Partner.

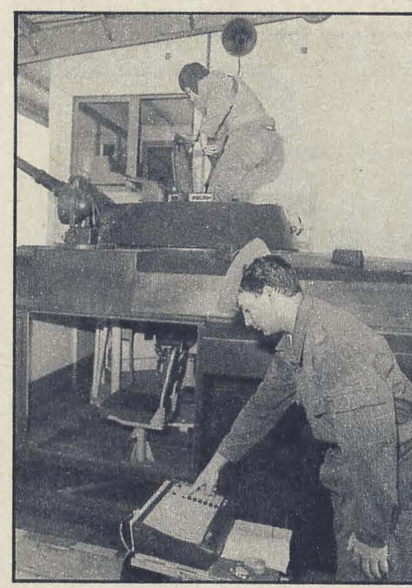
Die Ausbilder begreifen Üben als Tätigkeit. Setzen es so in ihren Kompanien und Zügen durch.

Fähige Ausbilder, hier liegt der Zuwachs. Auch die Soldaten spüren es. Sie erlangen frühzeitiger Fertigkeiten, die sonst ... „Sie sind ruhiger, handeln positiver!" sagt Leutnant Lehnert von seinem Zug während der Bataillonsübung am Halbjahresende. Kein Wunder auch, denn diesmal hat man sie nicht mehr rund um die Uhr in zehn Tagen „kaputtgespielt". Das Bataillon holt nicht nur im Schießen die Eins.

Viele Tropfen hat ein Liter

Eine solche Übung besteht aus mehreren Etappen und jede Etappe aus vielerlei einzelnen Handlungen. Nicht alle sind vorhersehbar. Während die Stäbe arbeiten, die Kommandeure

Mit dem SPz-Schießtrainer können die Richtlenkschützen den Einsatz der Turmbewaffnung, Rakete, Kanone und des Maschinengewehrs, sicher erlernen. Dazu kann der Ausbilder noch alle ihre Handgriffe an einem Pult kontrollieren, was ihm in der Enge des Fahrzeuges verwehrt ist. (Bild rechts)
Mit dem Laser-Schießtrainer schießt der Schütze tatsächlich, ohne daß ein Schuß bricht. Wo die Scheibe getroffen wird, zeigt ein Monitor an.





Entschlüsse fassen, vergeht Zeit. Die Truppe kommt zum Halten, wartet oder steht bereit. Ob erzwungen oder geplant, fast immer tuckern dabei die Motoren im Leerlauf weiter, überlegt Leutnant Creuzburg. Ob da die Ursachen für den höheren Treibstoffverbrauch liegen?

Als er nach der Übung im Februar 1986 die Fahrtenhefte seiner Schützenpanzerfahrer durchrechnet, hat seine Kompanie fast 50 Prozent Treibstoff über die Norm verbraucht. „Die Maschinen fressen eben viel!" hört der gerade als Stellvertreter des Kompaniechefs für Technik und Bewaffnung (TB) in der 3. MSK eingesetzte Offizier von allen Seiten. Und auch: „Weiß man, ob die Motoren so schnell wieder anspringen?" Die müssen in 15 Sekunden kommen oder die Batterien taugen nichts, meint Creuzberg. Zuerst wechselt er



Leutnant Creuzburg am Manometer während der Dichtprobe am Schützenpanzer



die altersschwachen Batterien aus. Gleichzeitig bittet er seinen Kompaniechef, künftig nicht nur Halt zu befehlen, sondern dort, wo es ihm möglich ist, auch die Dauer anzugeben. Schon für zehn Minuten den Motor abzustellen, lohnt sich. Regelmäßig kontrolliert Creuzberg dazu die Einstellmaße der Einspritzpumpen an den Motoren, die sich während der Nutzung immer wieder verändern. An jeder Maschine läßt er in Abständen auch die Verschraubungen der Ansaug- und Auspuffkrümmer nachziehen, damit nicht durch Nebenluft Leistungsabfall eintritt. Leider meinen die TB's der anderen Kompanien nur: „Was soll der Quatsch, du wirst sowieso nicht früher Oberleutnant!" Bei seinen Fahrern, obwohl sie Mehrarbeit haben, trifft der Leutnant auf volles Verständnis. Besonders die beiden Parteimitglieder, die Unteroffiziere Helmling und Birkner, bemühen sich um diese Kontrollen.

Im April 1987 geht das Bataillon wieder in eine Übung. Zuvor berät sich Leutnant Creuzburg mit den Fahrern. Ihm geht es noch um richtige Fahrweise; sie sollen nicht unter-, aber auch nicht übertourig fahren. Wieder fordert er sie auf, wenn nur irgend möglich die Motoren abzustellen. Die Kommandeure drängt er, möglichst die Wartezeiten anzugeben. Auch während der Übung verschafft er sich immer Überblick. Abend für Abend erfaßt er den Treibstoffverbrauch. Wenn nötig, korrigiert er unterwegs nochmals die Einstellmaße an den Einspritzpumpen. Leider schließen sich die anderen Kompanien dieser Initiative nicht an. Und so fahren sie wie üblich Mehrverbrauch. Die Fahrer der 3. MSK unterbieten dagegen während der Übung die der Kompanie vorgegebene Norm um 119 Liter.

Man kann nackten Männern doch in die Tasche greifen

Das klingt wie ein Triumph. Soll es auch. Den Trick erklärt die Darlegung des Stellvertreters des Kommandeurs für Technik und Bewaffnung, die er auf der Mitgliederversammlung der SED-Parteiorganisation im Juni 1987 gibt. Die Genossen begreifen sofort, es geht schon mit rechten Dingen zu, nur sind alte Gewohnheiten zu überwinden. Hier die Rechnung von Major Mallmann:

An Sonnabenden, den Wirtschafts- und Parktagen, sollte für die Ausbilder die wöchentliche Dienstvorbereitung in den Kompanien wegfallen. Alle Gruppen- und Zugführer könnten so mit ihren Soldaten auf den Park gehen und dort dafür sorgen, daß nicht nur „geflimmert", sondern tatsächlich gewartet wird und angefallene Reparaturen erledigt werden. Die so verlorengehenden fünf Stunden Dienstvorbereitung dagegen könnten täglich in die Zeit von 15.10 bis 17.00 Uhr verlegt werden, eben in die Zeit, da die Soldaten mit der Wartung und Pflege der persönlichen Ausrüstung beschäftigt sind. Die bisherige Praxis, daß diese Arbeiten neben den Hauptfeldwebeln auch noch die Ausbilder beaufsichtigen, ist Kräfte- und Zeitverschwendung. Zusammengenommen ergeben sich so fast zehn Stunden Dienstvorbereitung. Das Doppelte

Fortsetzung Seite 83



Ein Konzert des Publikums

Unmerklich fast hat sich der Berliner Rocksommer zum größten Festival dieser Art in unserem Land entwickelt. Ganz deutlich zeigte es der diesjährige Auftakt; mit einem Eröffnungskonzert der britischen Gruppe Barclay James Harvest. Wegen der großen Nachfrage hatten die Veranstalter das Konzert vom traditionellen Spielort – der Insel der Jugend – kurzfristig auf einen größeren verlegt. Damit war der Erfolg gebucht. Jeder, der zuhören wollte, bekam seine Karte. Und die Tagespresse meldete am nächsten Tag: Besucherrekord – 45000 waren auf der Treptower Festwiese.



Damit hatte selbst die Band, die ihren künstlerischen Zenit Anfang der 80er Jahre erreicht hatte und in der internationalen Arena inzwischen längst mit neuen Stars um das Publikum ringen muß, nicht gerechnet. Und so zauberten Mel Pritchard, John Lees und Les Holroyd mit Titeln wie „Child of the Universe" und „Live is For Living" einen Hauch von romantischen Oldies über die Festwiese, den die Leute in vollen Zügen genossen. Das Trio wob geschickt Titel seiner neuen LP „Face to Face" in das Programm. Bühnenaufbau und Lichtschau besaßen Format, 600000 synchron zur Musik gesteuerte Scheinwerfer-Watt strahlten vom Podium herunter auf die Fans, bizarre geometrische Formen zwischen den Stahlkonstruktionen der Bühne fingen die Blicke ein. Unverkennbar – hier waren Profis mit Jahrzehnte-Erfahrung am Werk.

Seit 1984 war BJH nicht mehr auf Tournee gewesen. Bei einem Sturz von der Bühne hatte sich Band-Chef John Lees – Gesang, Gitarre – im französischen Lille die rechte Hand gebrochen und wollte eigentlich nie wieder auftreten. Doch nach den Aufnahmen zur neuen Langspielplatte – sie fielen übrigens im Sound härter aus als frühere Traummelodien der Gruppe – konnte Lees von seinen Kollegen mühelos zu einem neuen Trip überredet werden.

Das Konzert im Treptower Park ist für ein Live-Album aufgenommen und außerdem gefilmt worden. Ein guter Schachzug gewiß, denn hier fielen alle günstigen Umstände glücklich zusammen: Die Band holte aus sich heraus, was sie vermochte; über der großen Wiese zeigte sich der Sommer von seiner besten Seite, und das Publikum war phantastisch gut drauf. Hier bot sich das Erlebnis eines großangelegten Open-Air-Konzerts. Die jüngeren Besucher kannten die Band kaum mehr, und sie ließen sich von deren Flair natürlich einfangen. Eingeschworene BJH-Fans, die seit langem kein Konzert mehr besucht hatten, waren begeistert. Einer sagte: „So etwa muß das Gefühl bei den großen Festivals wie Woodstock gewesen sein. Zehntausende kommen friedlich mit nur einem Ziel; gemeinsam diese Musik zu hören!" Ein großartiger Auftakt des 4. Berliner Rocksommers, an dem 29 Gruppen aus sieben Ländern beteiligt waren.

Als John Lees am Ende des zweistündigen Spektakels schwärmerisch rief: „Ihr wart phantastisch! Auf Wiedersehen!", da stand es felsenfest: Das war ein Konzert des Publikums. Und darauf darf man sich schon heute freuen: Der nächste Rocksommer kommt ganz bestimmt.

Bernd Lammel

Stichworte

Single: *Schallplatte mit einem Durchmesser von 17 cm und einer Geschwindigkeit von 45 Umdrehungen pro Minute.*

Maxi-Single: *Schallplatte mit einem Durchmesser von 30 cm und einer Geschwindigkeit von 45 Umdrehungen pro Minute.*

LP: *Langspielplatte mit einem Durchmesser von 30 cm und einer Geschwindigkeit von 33⅓ Umdrehungen pro Minute.*

MC (auch MK): *Magnetbandkassette.*

Barclay James Harvest



Rock-Pop-Tip

Erinnert ihr euch? In unserer Juli-Ausgabe berichteten wir über die im Januar beginnende Tournee des „Jazzorchesters der DDR". Das Ensemble, das unter Conrad Bauers Leitung die namhaftesten Jazzer unseres Landes vereint, stellt sich bereits am 19. November im Berliner Haus der jungen Talente vor.

Als Gruppe Drei plus Eins ist jetzt die Gruppe Drei (Ingo Koster, Burkhard Neumann, Carsten Görner) zu erleben. In einem erweiterten Programm wirkt Pop-Sängerin **Gaby Rükkert** mit.

„Bummis" erste LP erscheint in diesem Monat. Ihr Titel: „Wind im Gesicht". Ralph „Bummi" Bursy bereitet sich auf eine Gastspielreise mit namhaften Musikern unseres Landes und einem Star-Gast vor. Buchungswünsche: über Regina Bursy, Sadower Str. 26, Berlin 1144, Telefon Berlin 5276650!

Im „Ahornblatt", der Berliner City-Diskothek auf der Fischerinsel, gibt es am letzten November-Wochenende die 3. Disko-Tanz-Meisterschaft. Erstmals im Programm – der Wettbewerb „Mädchen 1987". Am 12. Dezember wird im „Ahornblatt" übrigens der „Disko-Hit '87" gekürt. Welcher Titel wird es sein? Wenn ihr Lust habt – teilt uns auf einer Postkarte euren Tip mit; die nach eurer Meinung gängigsten 3 Lieder! Jede Zuschrift unter dem Kennwort „Disko-Hit '87" wird mit einem Souvenir (Aufkleber, Autogrammpostkarte) belohnt. Einsendeschluß: 10. 12. 1987. Unsere Adresse: Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46130, Berlin 1055



Ralph „Bummi" Bursy

Neu bei AMIGA

(LP u. MK) **Flußfahrt – Eberhard Struch:** Stilistische Vielfalt auf der Gitarre in 14 Kompositionen von und mit Eberhard Struch + **Nächte – Stern Meissen:** Die 7. LP der Gruppe im aktuellen Sound mit „Eine Nacht" + **Irish Christmas – Celtic Tradition:** Irische Folklore auf traditionellem Instrumentarium mit weihnachtlichem Repertoire + **Quaster – Liebe pur:** Solo für Dieter Hertrampf von den Puhdys + **Wind im Gesicht – Ralf „Bummi" Bursy:** Vom verträumten Sound bis zum Disko-Renner – 10 Hits von „Bummi" + **Blues Collection 7 – Sonny Boy Williamson:** 9 Kompositionen von dem Mundharmonikaspieler der Bluesszene – von Sonny Boy.

POP-Nachrichten

Die Geraer Gruppe Pur *produziert derzeit für Jugendradio DT 64 in den Rundfunkstudios die Titel „Weinen" und „Straf mich Lügen". Die Texte schrieb Norbert Radig, Sänger und Baßgitarrist der Gruppe.*

Die Sängerin Yoko Ono *ist mit dem Jahrespreis der Organisation „Frauen für nukleare Abrüstung" (USA) geehrt worden. John Lennons Witwe hatte Aktionen der amerikanischen Frauen für eine Welt ohne Kernwaffen mitorganisiert und einen internationalen Friedensfonds ins Leben gerufen.*

City *empfing von der Plattenfirma TELDEC (BRD) für 250000 verkaufte „City"-Platten und Kassetten eine „Goldene Schallplatte", die dritte Ehrung dieser Art für eine DDR-Rockband. Zuvor hatte Karat zwei „Goldene" entgegengenommen.*

Ein Kurt-Weill-Festival *hat im September zu Ehren des 1950 verstorbenen Komponisten, der mit Bertolt Brecht eng zusammengewirkt hatte, in New York stattgefunden. Auf dem Programm standen u. a. in den USA bisher noch nicht aufgeführte Werke.*

Ihre 15. LP *wollen gegen Ende Januar 1988 die Puhdys eingespielt wissen, diesmal – so war zu erfahren – „bei verstärkter Arbeit mit richtigem Schlagzeug".*

Zu den großen Hoffnungen *der neuen kanadischen Pop- und Funkmusik zählt Erroll Starr, der als Komponist und Sänger hervortrat. Er erzeugt einen zügig vorantreibenden Sound, der verschiedene Stilformen wie Rhythm & Blues, Funk, Reggae, Rock und Synthesizermusik originell in sich vereint.*

Im Unterhaltungsprogramm *des DDR-Passagierschiffes „Arkona" agiert zu Jahresende die Gruppe Bit, eine Dreierformation, die den Satzgesang pflegt, als vollelektronisches Orchester vielseitig und in fast allen musikalischen Stilrichtungen firm ist. Ob Swing, Country, Klassik oder Pop – Volker Greeling, Marion Schumann und Olaf Hausmann stellen Bekanntes neu eingerichtet und Eigenes vor.*

Autogramm-Adressen

Winni II: Winfried Piepenburg, Clara-Zetkin-Str. 9, Potsdam 1500 + **Pur:** Elke Wicher, Humboldtstr. 21, Gera 6500 + **Gruppe Drei:** Burkhard Neumann, Murtzahner Ring 24, Berlin 1140 + **Kaltstart:** Uwe-Otto Drewitz, Bertolt-Brecht-Str. 8c, Magdeburg 3090 + **Dialog:** Emmerich Babernics, Ernst-Thälmann-Str. 22, Crimmitschau 9630 + **Salto Vitale** (Pantomimestudio Dresden): Stefan Knust, Gerokstr. 9/701, Dresden 8019

Bild: Günter Gueffroy (2), ADN/ZB (2)
Redaktion: Heinrich Klaus

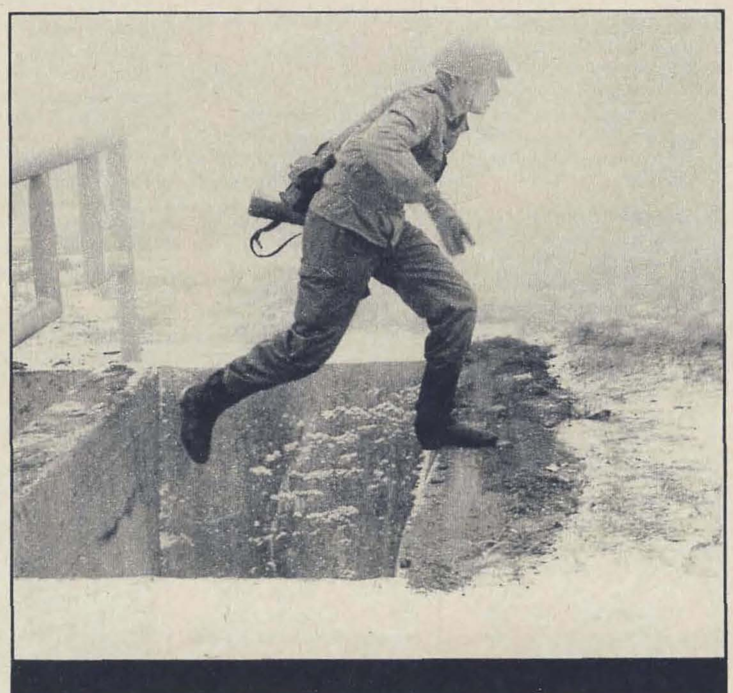
Sympathischer Rock aus Sachsen: Dialog



Wolfgang Fröbus fotografierte Soldaten des Artillerieregiments „Rudolf Gyptner" beim Überwinden der Sturmbahn unter erschwerten Bedingungen. Da schränkten Nebelschwaden die Sicht ein, explodierten unerwartet Knallkörper, wurde der Wassergraben von Feuern begrenzt. Für manchen eine kleine Mutprobe.









Nichts für Hasenherzen







Klar zum Abstieg

So melden sich Marinetaucher ab, bevor sie in die See hinabgleiten. Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Bild) erlebten, wie die künftigen Spezialisten ausgebildet werden.



Hoch oben am Mast des Bergungsschiffes „Otto von Guericke" noch über der Dienstflagge, flattern zwei blau-weiße Flaggen. „Achtung! Taucharbeiten" bedeutet das Signal, vorbeifahrende Fahrzeuge zum Abstand und zur Vorsicht mahnend. Ein Dutzend Maate sind auf dem Hinterdeck angetreten, künftige Marinetaucher, die heute und in den nächsten Tagen eine weitere Etappe ihrer Spezialausbildung durchlaufen werden.

„Fühlt sich jemand nicht in der Lage zu tauchen?" Fragend schaut Oberleutnant Frank Meyer, der Tauchleiter, in die Runde. Keine Hand rührt sich. Also sind alle wohlauf, stellt der Offizier zufrieden fest, gibt noch einige Hinweise zum Ablauf der Arbeit und läßt alle unterschreiben, daß sie über die Sicherheitsbestimmungen belehrt worden sind.

Die ersten beiden Taucher ziehen ihre hautengen, schwarzen Neoprenanzüge über, schnallen sich die 24 Kilogramm schweren Druckluftgeräte auf den Rücken: die Maate Jan Syperek und Jürgen Geller.

Schiffsbetriebsschlosser im Rostocker Fischkombinat der eine, Agrotechniker in der LPG Reichenbach/Oberlausitz der andere. In den vergangenen Monaten haben beide eine vielfältige Ausbildung hinter sich gebracht: Gewöhnungsübungen in der Schwimmhalle, im Tauchkessel, dann die Schiffsfahrten. Zwölfmal sind sie in See gestochen, systematisch wurde immer tiefer getaucht, 10, 15, 20 Meter, schließlich stieg man auf 24 Meter ab. Heute nun ein „Tiefenrekord" für beide: 32 Meter liegt der Meeresgrund unter ihnen.



Die Maate Geller (links) und Syperek bereiten ihr Druckluftgerät vor.



Teile des Helmschlauchtauchgeräts: 18 kg wiegt das Schulterstück mit dem Helm, 20 kg schwer sind die beiden Stahlschuhe, 12 kg das Druckluft-Brustgewicht ...

32 Meter. Maat Syperek beschäftigt die ungewohnte Tiefe doch ein wenig. Er stellt sich vor, wieviel Wasser da über ihm steht, welchem Druck er ausgesetzt sein wird. Maat Geller dagegen schauert's vor der Kälte, die er unten anzutreffen glaubt. Natürliche Regungen der beiden, die sich keineswegs vor solchen Aufgaben fürchten. „Angsthasen haben bei uns nichts zu suchen", meint Jürgen Geller. „Taucher müssen einen starken Willen haben, sich selbst überwinden, abgehärtet sein." Und Jan Syperek ergänzt: „Wir brauchen keine Halbkönner, sondern ganze Männer. Wenn ich mir was vorgenommen habe, mache ich keine halben Sachen, da ziehe ich durch. Das Beste geben – so fasse ich meinen Wehrdienst auf."

„Klar zum Abstieg!" Nacheinander melden sie sich beim Tauchleiter ab, steigen zuerst auf einer Leiter von Bord, klettern dann an einem Seil, dem Grundtau, hinab. „Suchen mit Laufleine in einem Radius von fünfzig Metern", lautet die Aufgabe. Untereinander verbunden mit einer kurzen Leine, zieht das Paar einen Bogen nach dem anderen. Sie haben keine Schwierigkeiten. Eine weite Sicht und der leichte Sandboden erleichtern ihre Tätigkeit. Riesige Schwärme von Quallen sorgen für Abwechslung.

Nach 15 Minuten ein kurzer Ruck an der Signalleine. „Auftauchen!" heißt dieser Befehl von Bord. Schade, geht es Jan durch den Kopf. Zu gern wäre er noch unten geblieben. Aber er weiß, die Tauchzeiten können nicht nach Belieben ausgedehnt werden, je tiefer man geht, desto kürzer ist der Aufenthalt auf dem Meeresboden. Keinesfalls dürfen beide jetzt sofort zur Wasseroberfläche. Um den natürlichen Druckausgleich einzuhalten, haben Taucher ganz allmählich aufzusteigen. Und so klettert unser Paar erst auf sechs Meter am Grundtau empor, um dort zehn Minuten zu verharren, dann auf drei Meter, um wiederum sechzehn Minuten zu warten, ehe



Um in den schweren Taucheranzug zu schlüpfen, bedarf es der Hilfe von vier Mann.



Helm auf für Maat Geller



Holzpfahl zwischen die Oberschenkel gepreßt – auch so muß man unter Wasser sägen können.

beide an Bord dürfen. „War das ein Erlebnis!" teilen sie ihre Freude den anderen mit. Und die anfängliche Befürchtung? Sie wehren lächelnd ab. Nichts von alledem hätten sie bemerkt.

Am nächsten Tag werden die Anforderungen erhöht. Abstieg mit dem schweren Helmschlauchtauchgerät. 90 Kilogramm wiegt die gesamte Ausrüstung, mit der sie sich bewegen werden. Während der Taucherhelm bei Jürgen Geller angeschraubt wird, drückt er mit dem Kopf ein wenig am Luftauslaßventil, das links im Helm eingelassen ist. Wirst du heute besser regulieren können? denkt er nach, erinnert sich an das Dilemma in seiner Anfängerzeit. Da befürchtete er, bei einem Aufstieg zu schnell nach oben zu stoßen, weil er im Gerät viel Luft hatte. Also ließ er sie ab, um sich schwerer zu machen, ließ aber in seiner Unerfahrenheit so viel entweichen, daß dafür Wasser eindrang. Ein halber Wassereimer voll, stellte er später fest. Jürgen wurde naß, fror in seinem Taucheranzug. „Zusammennehmen!" – „Noch ein Stück!" rief man ihm von Bord fortwährend durch die Wechselsprechanlage zu, als er den zeitraubenden Aufstieg nahm. Und er biß die Zähne zusammen, meisterte die Situation, war um eine Erfahrung reicher.

Hatte Maat Geller das Ventilspiel inzwischen begriffen, so trifft das auf den Abstieg nicht zu. Beim Herabgleiten am Grundtau wickelt sich der Luftschlauch mitsamt dem Telefonkabel um seinen Körper. Hat ihn die Strömung herumgedrückt, wie er meint? Hat er sich zu forsch herabgelassen, so die Orientierung verloren und sich selbst um das Tau gedreht?

„Schlauch locker!" Zweimal fordert der Maat das vom Signalmann oben an Deck. Doch der antwortet immer wieder, daß das bereits geschehen sei. Geller begreift schließlich, daß er sich selbst befreien muß, rudert mit der einen Hand den Körper ein paarmal entgegengesetzt um das Grundtau, bis er sich ausgewickelt hat, die Leitungen wieder normal hängen und er weiter absteigen kann. „Er muß da noch besonnener, überlegter handeln", urteilt Oberleutnant Meyer.

Syperek und Geller schlurfen am Boden entlang. Sie haben eine 30 Meter entfernte Boje zu suchen, kurz herunterzuziehen, dann zum Schiffsliegeplatz zurückzugehen und wiederum die Boje aufzusuchen. Zwanzig Minuten stehen ihnen zur Verfügung. Je dreimal haben es die Paare vor ihnen geschafft. Werden sie das ebenfalls erreichen, trotz der Verzögerung beim Einstieg? Die beiden Maate sind ehrgeizig, stellen sich das gleiche Ziel, liebäugeln sogar, noch einen drauf zu geben. Hohen Anforderungen gehen sie nicht aus dem Weg, sie möchten zeigen, daß auf sie als Taucher Verlaß ist. Wie seinerzeit beim Üben eines Transportes unter Wasser. Mit dem schweren



Tauchgerät in zehn Meter Tiefe stehend, mußten sie da ein 25-kg-Gewicht mittels eines über eine Rolle laufenden Stahlseiles aufs Schiff hochziehen. Zehnmal bedeutete Note eins. Beide plagten sich ab, konnten die Hände zum Schluß kaum noch schließen. Jan heulte bald vor Verzweiflung, hielt jedoch durch, schaffte elf Züge, Jürgen kam auf sieben. Hier spürten sie es wieder, Taucher müssen eine hervorragende Kondition besitzen. Eine Wahrheit, die beide sich zu eigen gemacht haben, beteiligen sie sich doch am Kraft- und Lauftraining in der Dienststelle.

Sportlich auf der Höhe sein – es zahlt sich auch bei dieser Arbeit aus. Den Luftschlauch in den Händen haltend, den Oberkörper ein wenig vorgeneigt, staksen sie Meter für Meter vor zur Boje. Nur weniger Richtungskorrekturen bedarf es vom Signalmann, der an Deck ihre Blasenbahn beobachtet. Geller und Syperek gönnen sich keine Verschnaufpause. Kaum spüren sie ihre Beine, wie taub sind deren Bewegungen, auf der Brust perlen die ersten Schweißtropfen. Aber die beiden erreichen ihr Ziel. Viermal bewältigen sie die Strecke. Als einziges Paar.

Über Nacht ist die See unruhig geworden. Den hohen Wellen ausweichend, hat das Schiff in einer Bucht Schutz gefunden. 21 Meter beträgt hier die Wassertiefe. Wenngleich auch die See bewegt ist, hält es die Taucher nicht davon ab, hier ihre weitere Übung durchzuführen. „Bei späteren Einsätzen können auch nicht die Sonnentage ausgesucht werden", sagt Oberleutnant Meyer.

Unterwasserarbeiten hat der Tauchleiter für den dritten Tag befohlen. Scheiben sind von einem Stahlrohr und einem Holzstamm zu sägen, die auf einem Arbeitstisch eingespannt werden. Schon beim Transport dieses Tisches auf seine Position erlebte das erste Paar, wie kompliziert die Bedingungen da unten in der See sind. Der Grund ist aufgewühlt, Schlickstoffe schweben im Wasser, einen Meter weit kann



Die Helmschlauchtauchgeräte sind vollständig angelegt, letzte Kontrollen noch und dann: „Klar zum Abstieg!"



Einstieg mit dem schweren Tauchgerät. Luftschlauch und Telefonkabel (das gleichzeitig als Signalleine dient) sind die einzigen Verbindungen zur Oberwelt.



Letzte Hinweise vom Tauchleiter. Von links: Signalmann, Oberleutnant Meyer, Maat Geller, Maat Syperek

man nur schauen. Die beiden Taucher verirren sich fortwährend, müssen ständig auf den richtigen Kurs zurückgerufen werden. Zwanzig Minuten vergehen, ehe der Tisch endlich am festgelegten Ort steht.

Nicht so umständlich geht es bei Jan Syperek und Jürgen Geller zu. Zwar findet Jan den Tisch auch nicht beim ersten Anlauf, muß erst über Telefon dahin geführt werden, aber dann legt er los. Er hat dünne Scheiben vom Eisenrohr abzusägen, Jürgen dagegen befaßt sich mit dem Holzbalken. Kaum hat Jan eine Scheibe abgetrennt, gibt's ein kleines Malheur. Ein Stift, der das Sägeblatt mit dem Bügel hält, löst sich, fällt herab. So sehr er sich auch anstrengt, er findet das winzige Teil nicht. Was nun? Zurück an Bord, dort das Werkzeug reparieren? Dem Vorgesetzten melden, Arbeit abgebrochen, und dabei mit dem Hintergedanken spielen, „soll er doch zuseh'n, wie er fertig wird?" Vielleicht stundenlange Unterbrechung der Ausbildung? Jan überlegt nicht lange. Taucher müssen Initiative aufbringen, selbständig denken und handeln, auch improvisieren, so hat er es gelernt. Er greift sich das schmale Sägeblatt mit beiden Händen, führt es ans Rohrstück, sägt einen kleinen Span ab, drückt ihn behutsam ins Loch des Bügels, verbindet so Blatt und Halterung, hat wieder ein verwendbares Werkzeug. Er bringt seine Arbeiten ordentlich zu Ende, kann nach dem Auftauchen das übliche melden: „Maat Syperek zurück vom Tauchen. Keine besonderen Vorkommnisse. Keine Verluste. Keine gesundheitlichen Schäden. Aufgabe erfüllt. Druckluft-Brustgewicht nicht benötigt."

Oberleutnant Meyer freut sich über den Einsatz der beiden, den sie auch an diesem Tage wieder zeigen. „Wenn sie weiterhin so beharrlich arbeiten, werden sie ihre Prüfung gut bestehen, Genosse Syperek sogar mit ‚sehr gut'", meint er.

Klar zum Abstieg – so melden die beiden Taucher ihre Bereitschaft, Aufgaben unter Wasser zu lösen. Ebenso klar ist ihre Bereitschaft, den Wehrdienst in Ehren zu erfüllen. Beide wollen sich auch später weiterbilden, Obertaucher, anerkannte Spezialisten werden. „Keine Minute sinnlos verstreichen lassen, die Tage nicht verpennen, sondern konsequent auf ein Ziel hinarbeiten", kommentiert Jan seine Grundsätze. Und da muß man sich schon anstrengen.





So tafelte der König mit seiner Mätresse.

Kämpfe, Macht und schöne Frauen

Ein neuer Film des DDR-Fernsehens



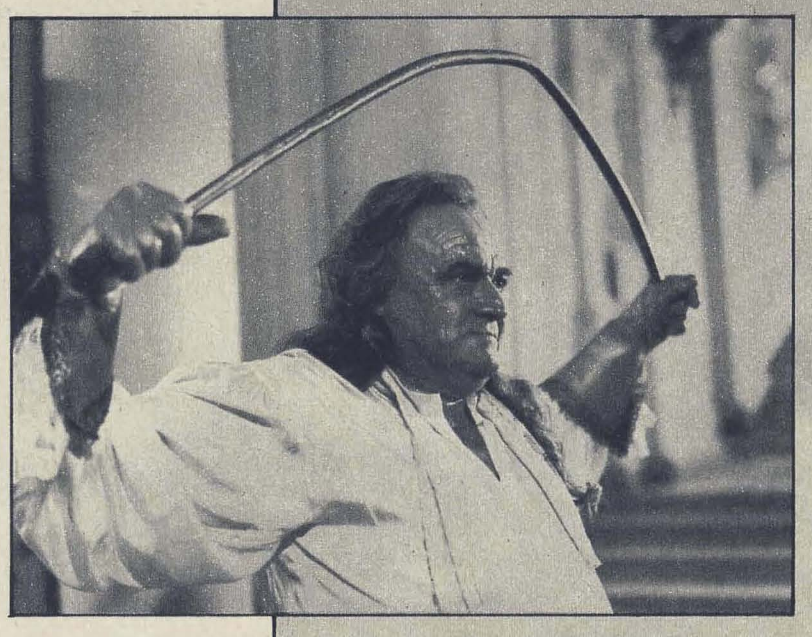
Auf dem ehemaligen Segelflugplatz in der Nähe von Potsdam ist alles für die Dreharbeiten vorbereitet. Ein Fernsehfilm entsteht über August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, und seine langjährige Geliebte, die Gräfin Cosel. Ein Zeltlager ist errichtet, Pferde und Reiter in der roten Uniform der sächsischen Kavallerie formieren sich zur Attacke, vor einem prächtigen Königszelt ist eine Tafel aufgebaut. Hier sollen sich die gekrönten Häupter von Preußen und Sachsen/Polen mit ihrem Gefolge nach dem Manöver von den Strapazen des Zuschauens erholen. August hat große Mühe auf dieses militärische Spektakel verwendet. Er möchte dem „Korporal aus Potsdam" sein reorganisiertes Heer vorführen, um sich bei der damals größten Militärmacht Europas als Bündnispartner aufzuwerten. Der Coup gelingt. Friedrich Wilhelm I. ist beeindruckt. 1728 ist der



König Friedrich Wilhelm I. von Preußen züchtigt öffentlich seinen Sohn, den späteren König Friedrich II., weil dieser allzu schamlos nach sächsischen Damen geschaut hatte ...



Im Dienste Augusts des Starken



Bündnispakt zwischen Sachsen und Preußen unterschriftsreif.
Wie bei „Sachsens Glanz und Preußens Gloria" dient als literarische Vorlage auch für diesen Film die sogenannte „Sachsentrilogie" des polnischen Autors Jozef I. Kraszewski. Der Aufstieg der schönen Anna von Hoym, so der eigentliche Name der Cosel, zur Staatsmätresse Nr. eins fällt in die Zeit bitterer militärischer Niederlagen der sächsischen Armee im Nordischen Krieg. August, wegen seiner enormen Körperkraft „der Starke" genannt, hatte diesen Krieg um die Vorherrschaft im Ostseeraum leichtfertig begonnen, hatte seinen Rivalen, den erst 18jährigen schwedischen König Karl XII. unterschätzt. Das Land hat für das politische Abenteurertum seines Fürsten zu büßen. Nicht nur, daß das Volk für den Unterhalt der schwedischen Truppen aufkommen muß, die Sachsen besetzt haben. Es sind auch Kriegsentschädigungen in Millionenhöhe aufzubringen. Vor diesem Hintergrund begegnen sich August und die schöne junge Anna. Zehn Jahre später, Ende 1716, schließen sich hinter ihr, der einst so einflußreichen, vom König am längsten begehrten Staatsmätresse, die Gefängnistore der alten Burg Stolpen.
Die Handlung des Films umfaßt rund zwanzig Jahre. Die Verknüpfung des bewegenden Schicksals der Gräfin Cosel mit den ehrgeizigen Träumen des absolutistischen Fürsten August II. bietet ein bewegendes Zeitbild der Verhältnisse in Europa während des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts. Dieser neue Film wird demnächst ausgestrahlt.

Text: Ingeborg Hain
Bild: Siegfried Skoluda

Unter der Regie von Hans-Joachim Kasprzik spielt Dietrich Körner den großen Sachsen August der Starke. Gräfin Cosel wird von der polnischen Schauspielerin Marzena Trybala verkörpert.

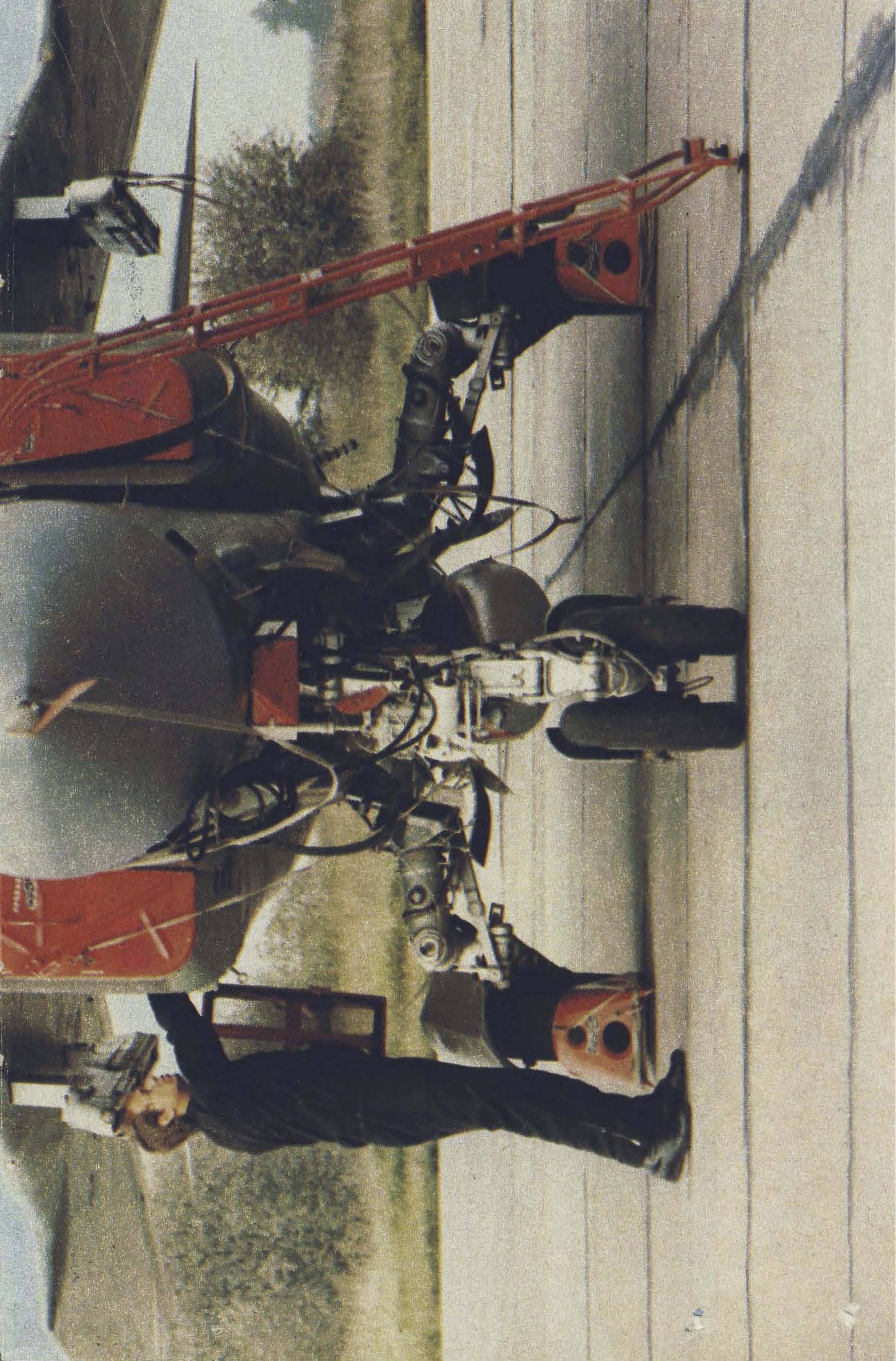






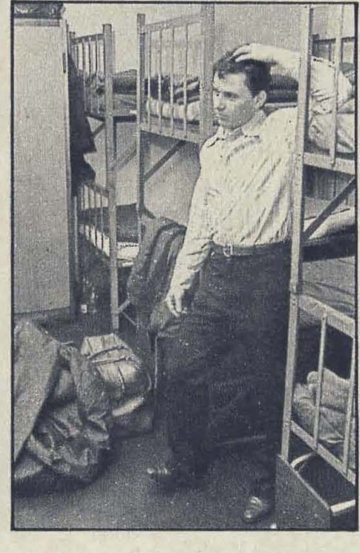
Flugvorbereitung an einer MiG-23

Bild: Manfred Uhlenhut













Wenn man will, was man soll,



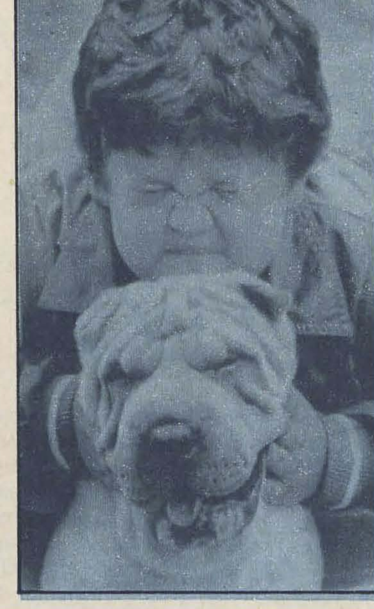
Bild: Uhlenhut (1), Gebauer (1), Kneise (2), Leher (1), ZB (6), Archiv (2), Hirschfeld (1)







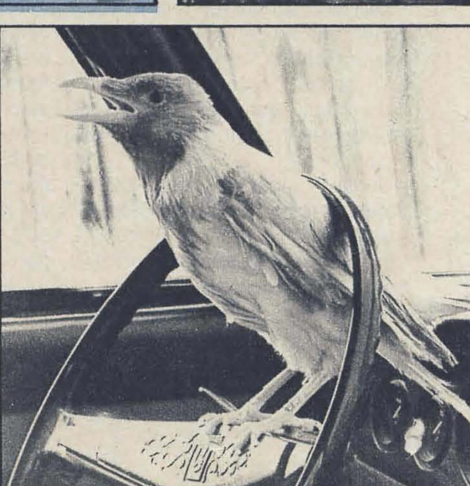
Sprichwort



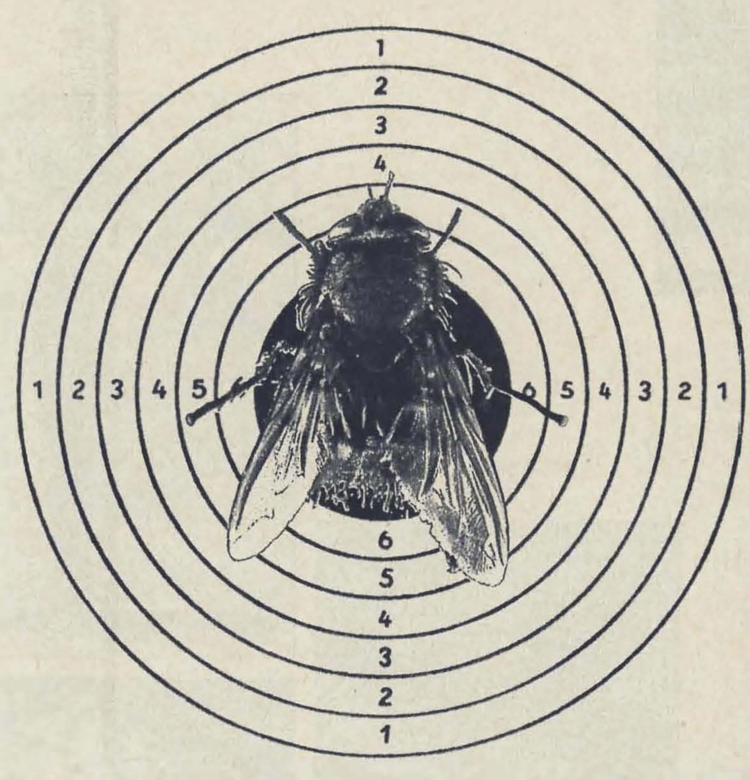








FILIGRAN-



SCHÜTZE

Kennt Ihr aus der Kindheit noch die Grimm'schen Märchen? „Rotkäppchen" sicherlich. Bestimmt auch „Der Wolf und die sieben Geißlein". Vielleicht sogar „Sechse kommen durch die ganze Welt"?

Das sind schon sechs tolle Burschen mit Spitzenleistungen auf ihrem Gebiet. Auf zwei Meilen, zum Beispiel, einer Fliege das linke Auge herauszuschießen, das ist höchste Präzision und Filigranarbeit.

Solch Wunderschütze ist Uwe Potteck, seines Zeichens Olympiasieger mit der Freien Pistole von 1976 und Volksmarineoffizier beim Armeesportklub Vorwärts Frankfurt (O.), keineswegs, trotz seiner nunmehr über zehnjährigen Erfahrung als Sportschütze. Und das wird er trotz fleißigsten Übens sicherlich auch nicht mehr. Er visiert ja auch sonst keine Fliegen an wie hier auf unserer Collage. Aber das Schießen mit den Waffen, denen er sich verschrieben hat, erfordert kaum weniger Aufmerksamkeit, Feinfühligkeit, Nervenstärke. Über zwei Stunden dauert der Wettkampf mit der Freien Pistole. Das bedeutet 60mal ruhige Hand, 60mal sicheres Auge, 60mal vollste Konzentration. Entfernung 50 Meter, für das Pistolenschießen sehr weit, das Abzugsgewicht der Waffe nur 20 bis 30 Gramm, da genügt fast ein

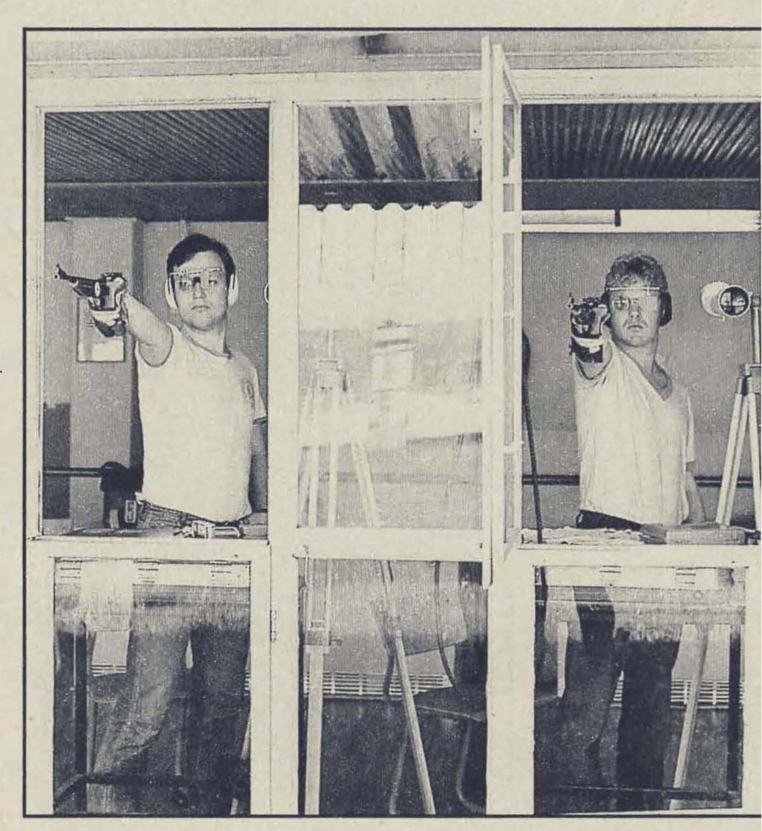


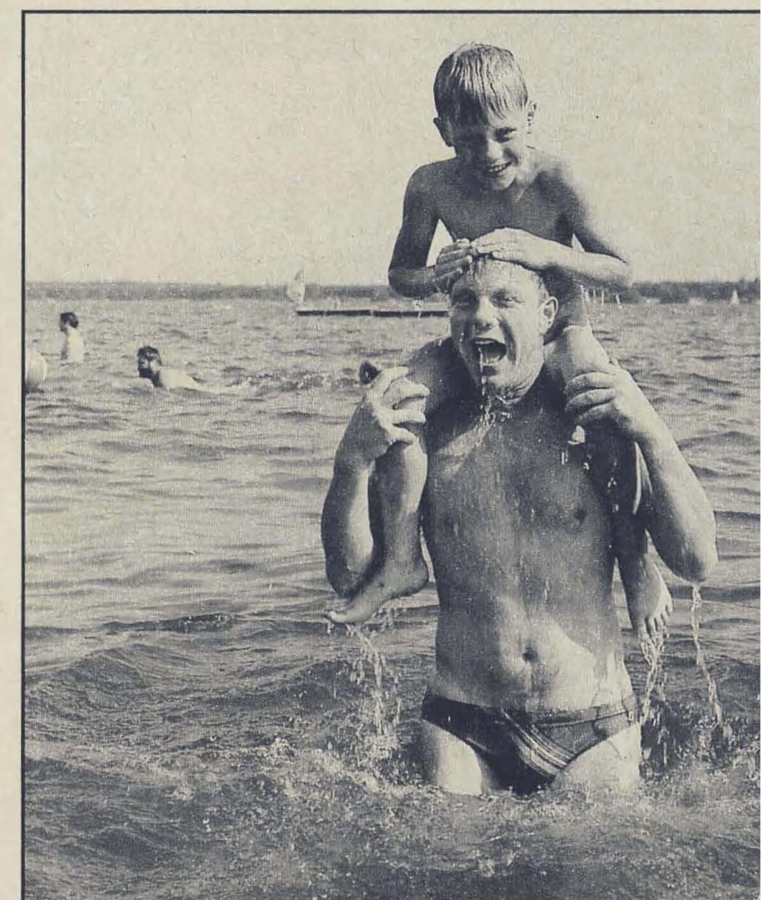
Hauch, um den Schuß auszulösen. Und auf die besten acht Schützen wartet dann – eine Neuregelung im internationalen Schießsport seit dem vergangenen Jahr – das Finale. Noch einmal zehn Schuß im Kampf Mann neben Mann sozusagen. Jeder einzelne von 70 Schuß zählt. Schon eine „Acht" kann da alle Siegträume ins Nichts auflösen. So passierte es Uwes jungem ASK-Trainingskameraden Gernot Eder bei den diesjährigen Europameisterschaften in Lahti. Nach 60 Schuß war er mit zwei Ringen Vorsprung klar der Beste, auch im Finale befand er sich noch auf EM-Kurs – bis zum letzten Schuß. Dann statt der „Zehn" eine „Acht", statt des greifbar nahen Titels der undankbare, medaillenlose vierte Platz.

Uwe hat, sich dabei halb entschuldigend, einen Vergleich parat: „Wenn ein Weitspringer bei seinen sechs Versuchen fünfmal übertritt, aber einen Sprung auf den Punkt packt, kann er der Sieger sein."

Die Geschichte des Uwe Potteck wurde schon oft erzählt. Sie ist ja auch eine für den Leistungssport nicht alltägliche, eine echte „Story" für die Journalisten: Olympiasieger aus dem Stegreif sozusagen.

In Stichpunkten sei sie noch einmal wiedergegeben: Als Junge war der sportlich veranlagte und interessierte Uwe in seiner Heimatstadt Wittenberge häufig auf der Ringermatte anzutreffen. Nach dem Abitur begann er mit dem Studium an der Offiziershochschule der Volksmarine „Karl Liebknecht". In der Freizeit segelte er. An Leistungssport verschwendete der Achtzehnjährige noch keinen Gedanken. Beim Schießen mit der „Makarow" sah





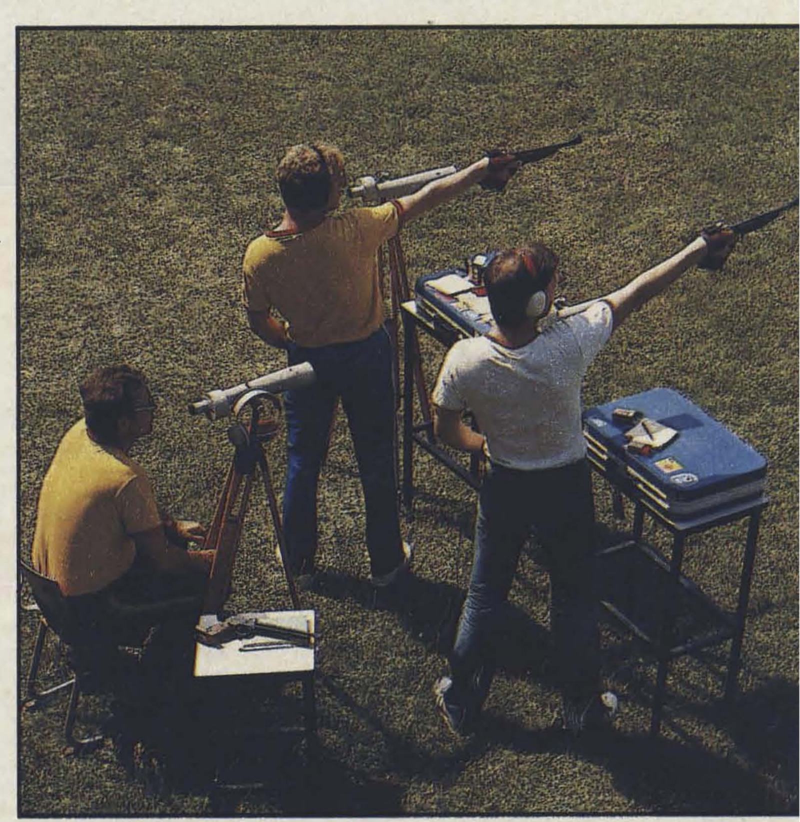
Beflügeln einander im Training und Wettkampf: Kapitänleutnant Uwe Potteck (r.) und Unteroffizier Gernot Eder.
Familie bedeutet Uwe sehr viel. Leider viel zu seltener Sommerspaß – eine Toberei mit Sohn Henrik im Frankfurter Helene-See

er aber im Dienst gar nicht so schlecht aus. So wurde er erst einmal zum Ersatzschützen für die Meisterschaften der Volksmarine im sportlichen Pistolenschießen ernannt; selbiges, ob seiner beachtlichen Ergebnisse, geschah auch für die Auswahlmannschaft der Volksmarine für den „Volksarmee"-Pokal. Dann doch als „echter" Teilnehmer nominiert, erkämpfte er sich den zweiten Platz in der Einzelwertung. Für Uwe war das alles immer noch eine Sache am Rande, eine Episode, ohne besondere Ambitionen, gar nicht zu reden von olympischen Zielen etwa. Lieber segelte er. Aber sein „Entdecker", Fregattenkapitän Boldt, wollte das Schießtalent nicht so sang- und klanglos wieder ziehen lassen, und zum Glück war auch der ASK Frankfurt (O.) aufmerksam geworden. Fernbetreut mittels Trainingsplänen von der Oder begann er am Strelasund ein zielgerichtetes Leistungssporttraining – und absolvierte gleichzeitig weiterhin sein volles Programm als Offiziersschüler. Das war in den folgenden zwei Jahren keine einfache Kür für den Sportschützen und Volksmarine-Offizier in spe.

Aber der blonde Uwe packte beides, halbe Sachen liebt er nicht. „Was er macht, macht er ganz", kennzeichnet ihn sein langjähriger Trainer beim ASK, Gert Schreiber. So wurde er mit dem Weltrekordergebnis von 573 Ringen 1976 in Montreal Olympiasieger mit der Freien Pistole – und fast zugleich mit dem Abschluß des Studiums Offizier der Volksmarine.

Seitdem bestimmt der Schießsport wesentlich Uwe Pottecks Leben. Ein glatter Weg wurde es freilich – wie es nach dem schnellen Goldmedaillengewinn

Fortsetzung Seite 75





Visieren gemeinsam neue – olympische Ziele an: Uwe und Gernot, mit Trainer Gert Schreiber im „Hintergrund".
Die Waffen der Trainingsgruppe Schreiber sind die Luftpistole (vorn, Schußentfernung 10 Meter) und die Freie Pistole (50 m).

Petrograd – Herbst '17

Am 26. Oktober 1917 (alter Zeitrechnung), morgens 2.10 Uhr, stieß Wladimir Antonow-Owsejenko, Sekretär des Petrograder Revolutionären Militärkomitees, die Tür zum kleinen Speisesaal des Winterpalais auf und sagte, ohne die Stimme zu erheben: „Im Namen des Revolutionären Militärkomitees erkläre ich Sie für verhaftet!" Tödliche Stille folgte diesen Worten. Die Männer am Tisch saßen wie erstarrt. Sie, die Minister der Provisorischen Regierung, die bis zum letzten Augenblick beratschlagt hatten, wie die schon ganz Petrograd beherrschende Revolution niederzuschlagen sei, wurden ohne alle Formalitäten abgeführt. Damit waren die revolutionären Arbeiter, Soldaten, Matrosen unumschränkte Herren der ehemaligen Residenzstadt des mächtigen russischen Zarenreiches. Der bewaffnete Aufstand, die Revolution hatte gesiegt. Wie war es dazu gekommen?

Seit mehr als drei Jahren tobte der vom Imperialismus entfesselte erste Weltkrieg. Hunderttausende verbluteten auf den Schlachtfeldern Europas. Hunger, Not und Elend breiteten sich aus. Im Februar 1917 schien sich die Sehnsucht der Völker nach Frieden zu erfüllen – das russische Volk verjagte den Zaren. Doch die bürgerliche Provisorische Regierung setzte den Krieg fort.

Im September 1917 wurde Rußland von einer umfassenden Krise geschüttelt. Der Krieg hatte das gewaltige Land an den Rand des Zusammenbruchs geführt. W. I. Lenin schrieb, die Lage sei so, „daß sich die Menschheit vor die Wahl gestellt sieht: entweder untergehen oder ihr Schicksal der revolutionärsten Klasse anvertrauen".

Überall hungerten Menschen – die Bauern auf dem Lande, die Arbeiter in den Städten, die Soldaten an der Front. Industrie, Landwirtschaft und Infrastruktur zerfielen. Die Provisorische Regierung unter Ministerpräsident Kerenski tat kaum etwas dagegen, denn sie hoffte, die drohende Revolution auszuhungern.

Jedoch das Volk begann sich zu wehren. In vielen Betrieben wurde im September 1917 immer öfter gestreikt. Der Kampf der Bauern um Grund und Boden nahm mit jedem Tag schärfere Formen an, sie vertrieben Gutsbesitzer und teilten das Land auf. Die Soldaten an der Front und im Hinterland wollten Frieden und in ihre Heimat zu den Familien zurückkehren. Ähnlich sah es in der Hauptstadt aus, die Führung des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten ging in die Hände der Bolschewiki über, da sie am konsequentesten die Interessen des Volkes vertraten.

Dies alles und das Erstarken der Bolschewiki (in der Mehrzahl befindliche Anhänger Lenins in der 1898 gegründeten SDAPR) riefen eine Krise der Provisorischen Regierung hervor. Menschewiki und Sozialrevolutionäre verließen in Massen ihre Parteien und schlossen sich den Bolschewiki an, bei den Sozialrevolutionären spaltete sich außerdem noch ein linker Flügel ab. Ständig wechselten die Minister in der Regierung.

Die bolschewistische Partei versuchte immer wieder, der Revolution einen friedlichen, unblutigen Verlauf zu geben. Deshalb schlug sie vor, unverzüglich den II. Gesamtrussischen Sowjetkongreß einzuberufen und die Macht in die Hände der Arbeiter und Bauern zu legen. Doch die Regierung lehnte dies ab und versuchte mit scheindemokratischen Maßnahmen die Volksmassen zu täuschen.

Von Finnland aus, wo er sich verborgen hielt, organisierte W. I. Lenin durch Briefe, Nachrichten, Hinweise den bewaffneten Aufstand, den er als unmittelbare praktische Aufgabe in der Arbeit der Partei bezeichnete. Er betonte dabei immer wieder: „Um erfolgreich zu sein, darf sich der Aufstand nicht auf eine Verschwörung, nicht auf eine Partei stützen, er muß sich auf die fortgeschrittenste Klasse stützen. Dies zum ersten. Der Aufstand muß sich auf den revolutionären Aufschwung des Volkes stützen. Dies zum zweiten. Der Aufstand muß sich auf einen solchen Wendepunkt in der Geschichte der anwachsenden Revolution stützen, wo die Aktivität der vordersten Reihen des Volkes am größten ist, wo die Schwankungen in den Reihen der Feinde und in den Reihen der schwachen, halben, unentschlossenen Freunde der Revolution am stärksten sind. Dies zum dritten."

Alle diese Bedingungen waren gegeben. Mit den Bolschewiki ging Mitte Oktober bereits die Mehrheit der Arbeiterklasse, die bereit war, durch aufopferungsvollen Kampf die Volksmassen mitzureißen. Der bolschewistischen Partei gelang es, in Petrograd und Moskau, an der West- und an der Nordfront sowie

in den bedeutendsten Industriezentren immer mehr Einfluß zu gewinnen. Den weiteren Weg sah Lenin darin, die Macht durch den bewaffneten Aufstand zu erobern und sie dann dem Sowjetkongreß zu übergeben. Dafür arbeitete er einen detaillierten Plan des Aufstandes aus.

Die Provisorische Regierung, die Bourgeoisie und deren Anhänger erkannten selbstverständlich die Gefahr, die ihnen drohte und wollten dieser zuvorkommen. In den wichtigsten Städten Rußlands – in Petrograd, Moskau, Minsk, Kiew u. a. – wurden Regimenter und Divisionen zusammengezogen, von denen man glaubte, sie ständen treu zur Regierung und seien nicht „revolutionär verseucht". Gleichzeitig versuchte das Oberkommando, die von den Bolschewiki beherrschten Truppenteile zu verlegen, möglichst an die Front. Auch sollte der Herd der Revolution – Petrograd – an die deutschen Truppen übergeben werden. Nationaler Verrat – geboren aus der panischen Revolutionsfurcht.

Doch die revolutionären Massen, geführt von der Leninschen Partei, waren nicht untätig. Am 7. Oktober kehrte Wladimir Iljitsch aus Finnland nach Petrograd zurück. Drei Tage später setzte er sich auf einer Sitzung des Zentralkomitees mit seiner Meinung durch, daß der be-

W. I. Lenin auf der Gesamtrussischen Konferenz der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten. Petrograd, April 1917





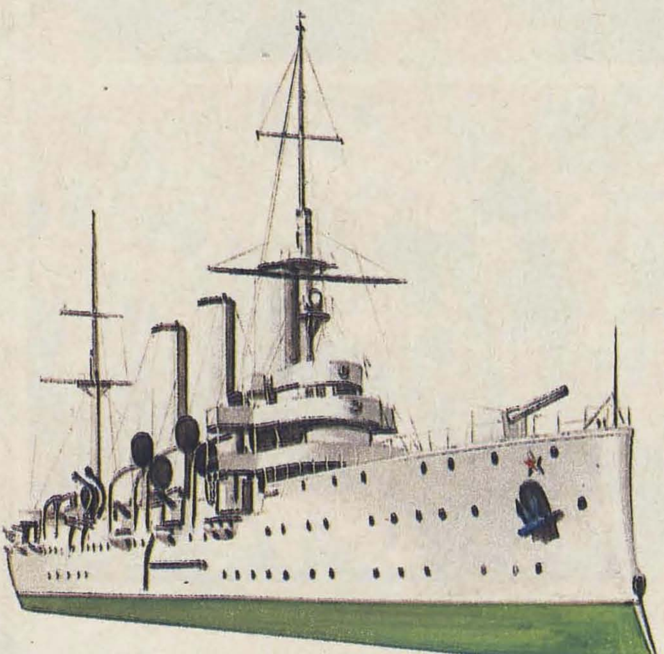
Demonstration revolutionärer Soldaten der Petrograder Garnison, April 1917

Karabiner Mosin 1891,
Kal. 7,62 mm

Revolver Nagant 1895,
Kal. 7,62 mm

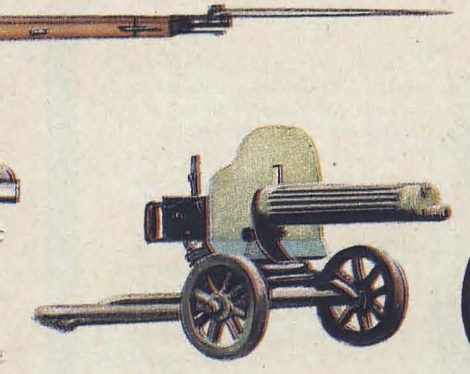
Pistole Mauser Mod. 96,
Kal. 7,63 mm

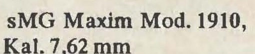
Sturm auf das Winterpalais



Kreuzer „Aurora“

Stapellauf	1900
Indienststellung	1903
Verdrängung	6731 t
Länge	126,8 m
Breite	16,8 m
Tiefgang	6,9 m
Bewaffnung	8 × 152 mm
	24 × 75 mm
	8 × 37 mm
	3 Torpedorohre
Besatzung	573 Mann





sMG Maxim Mod. 1910,
Kal. 7,62 mm

Panzerauto Austin-Putilow
1915 mit 2 MG 7,62 mm

Orden der Oktoberrevolution
Er wurde auf Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR 1967 zum 50. Jahrestag des Roten Oktober gestiftet. Der Orden ist aus Silber und steht in der Rangfolge der sowjetischen Auszeichnungen hinter dem Leninorden an zweiter Stelle. Als erste wurden damit die Stadt Leningrad und der Kreuzer „Aurora" geehrt.

Angehörige der Roten Garden

waffnete Aufstand unumgänglich sei. Es wurde zur Leitung des Kampfes ein politisches Büro mit Lenin als Vorsitzendem gebildet. Die erste Maßnahme dieses Büros war die Schaffung eines Revolutionären Militärkomitees in Petrograd als militärisches und politisches Führungsorgan. Eine weitere Aufgabe bestand darin, die Arbeiter zu bewaffnen und militärisch zu organisieren. Im ganzen Lande, besonders aber in den großen Städten, bildeten sich bewaffnete Abteilungen. Diese Roten Garden wurden in Bataillone zu je 400 Mann zusammengefaßt. Für gewöhnlich gliederte sich eine solche Einheit in drei Kompanien oder Drushinen, eine Maschinengewehrgruppe, eine Sanitätsgruppe und, wenn das Bataillon über ein Panzerauto verfügte, eine Panzergruppe. Neben der militärischen Ausbildung der Arbeiter wurde auch die politische Arbeit in Armee und Flotte verstärkt, um möglichst alle Soldaten auf die Seite der Revolution zu ziehen. Am Morgen des 24. Oktober begann die Provisorische Regierung mit einem Angriff auf Zentren der Revolution. Bolschewistische Zeitungsredaktionen wurden besetzt. Es wurde versucht, die Newa-Brücken in die Hand zu bekommen und den Smolny, das Zentrum der bolschewistischen Partei, zu stürmen. Um das Winterpalais konzentrierte die Regierung alle verfügbaren, der Reaktion ergebenen Truppen.

Die Führung der bolschewistischen Partei und das Militärkomitee mobilisierten innerhalb kürzester Zeit die Abwehr der Angriffe der Konterrevolution. In Petrograd und Umgebung wurde die bewaffnete Macht der Revolution, ungefähr 200 000 Mann, innerhalb weniger Stunden in Kampfbereitschaft versetzt. Jede Abteilung der Roten Garde, jeder revolutionäre Truppenteil, jedes Schiff der Baltischen Flotte – alle erhielten konkrete Aufgaben.

Abends entbrannte der bewaffnete Kampf. Rasch eroberten die Revolutionäre die wichtigsten Punkte der Stadt. Und als der neue Tag heranbrach, befanden sich in der Hand der Provisorischen Regierung nur noch das Winterpalais, das Stabsgebäude, das Marinepalais und einige unwichtige Positionen der Stadt, die – bis auf das Winterpalais – im Laufe des Tages fielen. Dieser Erfolg war so schnell errungen worden, weil eine Reihe von Regierungstruppen geschlossen auf die Seite der Revolution übergegangen war oder sich für neutral erklärte.

Daraufhin floh der Ministerpräsident Kerenski in einem Auto der amerikanischen Botschaft aus Petrograd und überließ die Regierung ihrem Schicksal. Im Winterpalais hatten sich die letzten Einheiten gemeinsam mit den Ministern verschanzt – gewillt, bis zum Letzten Widerstand zu leisten. Der amerikanische Journalist John Reed, der als Berichterstatter in Petrograd weilte, besichtigte unmittelbar vor Ausbruch der Kampfhandlungen das Winterpalais. In seinem Buch „Zehn Tage die die Welt erschütterten" berichtet er: „Auf dem Parkettboden zu beiden Seiten lange Reihen schmutziger Matratzen und Decken. Dann und wann sich faul rekelnde Soldaten. Überall ein wüstes Durcheinander von Zigarettenenden, Brotresten, Kleidungsstükken, leeren Weinflaschen. In der entsetzlich stickigen Atmosphäre von Tabaksqualm und ungewaschenen Menschenmassen immer neue Soldaten, mit den roten Schulterstücken der Kerenskischen Junkerschulen. Einer hatte eine Flasche weißen Burgunders, offenbar aus den Kellereien des Palastes stammend."

Am Abend des 25. Oktober hatten die revolutionären Arbeiter und Soldaten den Ring um das Winterpalais geschlossen. Um Blutvergießen zu vermeiden, forderten die Belagerer eine bedingungslose Übergabe innerhalb von 20 Minuten. Als die Zeit verstrichen war, krachte es von der Newa her. Der Kreuzer „Aurora" hatte einen Blindschuß als Angriffssignal abgegeben. Genau um 21.40 Uhr. Anschließend feuerten die Geschütze der Peter-Pauls-Festung.

Zu dieser Zeit hatten sich auch die Delegierten des II. Allrussischen



WLADIMIR ANTONOW-OWSEJENKO

Militärischer Führer beim Sturm auf das Winterpalais. Der 1883 Geborene beendete 1904 die Petersburger Offiziersschule, welche er im Auftrag der revolutinären Sozialdemokratie (SDAPR) besuchte. Aktiv beteiligte er sich an der ersten Volksrevolution 1905–1907 in der Epoche des Imperialismus in Rußland, bereitete die Militäraufstände in Nowo Alexandria (russischer Teil Polens) vor und gehörte zu ihren Hauptorganisatoren. Dafür verurteilten ihn 1906 zaristische Gerichte zum Tode, danach zu 20 Jahren Zwangsarbeit. Er flüchtete nach Petersburg und Finnland, wo er sich weiter revolutionär betätigte. 1910 mußte er deshalb nach Frankreich emigrieren und schloß sich dort den Menschewiki an. Im Mai 1917 kehrte Antonow-Owsejenko nach Rußland zurück, trat in die bolschewistische Partei ein und war vor und während der Oktoberrevolution Sekretär des Petrograder Revolutionären Militärkomitees. Während des Bürger- und Interventionskrieges befehligte er u. a. die Ukrainische Front und übte noch andere militärische Funktionen aus. In den zwanziger Jahren wechselte Wladimir Antonow-Owsejenko aus dem militärischen in den diplomatischen Dienst über.

Sowjetkongresses im Smolny versammelt. Die Eröffnung verzögerte sich durch die Kampfhandlungen bis 22.45 Uhr. Dann begann die historische Konferenz. John Reed schreibt darüber: „Und währenddessen unaufhörlich das taktfeste dumpfe Dröhen der Kanonen. Die Delegierten aufeinandereinschreiend. So, unter dem Krachen der Geschütze, in dunkler Nacht, mit Hassen, Furcht und sorglosem Wagen, kam das neue Rußland zur Welt."

Gegen ein Uhr morgens drangen die ersten Angreifer, die von mehreren Seiten, durch Torbögen und vom Newaufer gleichzeitig kamen, in den Palast ein. Während einige Offiziersschüler die Waffen streckten, leisteten andere auf Fluren, Gängen, in Zimmern und Sälen fanatischen Widerstand. Als Antonow-Owsejenko erfuhr, wo sich die Minister der alten Regierung aufhielten, stürmte er durch das Kampfgetümmel und warf mit kampferprobten Matrosen den letzten Widerstand nieder. Das war das Ende der Provisorischen Regierung.

Als der II. Sowjetkongreß die Nachricht vom Fall der letzten Bastion der Reaktion erhielt, konnte er verkünden, daß die Macht in Rußland an die Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten übergegangen sei, die eine revolutionäre Ordnung gewährleisten würden. Eine neue Ordnung, dem Wohl der gesamten Menschheit dienend, war geboren.

Text: Oberst Dr. Lampe
Bild: Archiv
Illustration: Heinz Rode

Revolutionäre Soldaten und Rotgardisten auf Wache am Smolny, Oktober 1917



№ 208. Пятница. 27 октября 1917 г.

ИЗВѢСТІЯ

ЦѢНА: въ Петроградѣ 15 коп.

Центральнаго Исполнительнаго Комитета и Петроградскаго Совѣта Рабочихъ и Солдатскихъ Депутатовъ.

Декретъ о мирѣ,

принятый единогласно на засѣданіи Всероссійскаго Съѣзда Совѣтовъ Рабочихъ, Солдатскихъ и Крестьянскихъ Депутатовъ 26 октября 1917 г.

№ 209 Суббота 28 октября 1917 г.

ИЗВѢСТІЯ

ЦѢНА:

Центральнаго Исполнительнаго Комитета и Петроградскаго Совѣта Рабочихъ и Солдатскихъ Депутатовъ.

ДЕКРЕТЪ О ЗЕМЛѢ

In der Abendsitzung des II. Gesamtrussischen Sowjetkongresses wurden auf Vorschlag Lenins einmütig das Dekret über den Frieden und das Dekret über den Grund und Boden angenommen. 26. Oktober 1917

AR-Serie in acht Folgen über Uniformen der Sowjetarmee und Seegkriegsflotte (6)

Seekriegsflotte: Admirale und Generale



Uniform Nr. 1 – Paradeuniform Sommer für Admirale und Generale



Uniform Nr. 3 – Dienstuniform Sommer (Flottendienst) für Admirale und Generale



Uniform Nr. 4 – Paradeuniform Winter (Flottendienst) für Admirale und Generale



Uniform Nr. 1 – Stabsdienstuniform Sommer für Admirale und Generale



Uniform Nr. 3 – Stabsdienstuniform Sommer für Admirale und Generale


Uniform Nr. 2 – Paradeuniform Sommer für Admirale und . Generale


Uniform Nr. 3 – Paradeuniform Sommer für Admirale


Uniform Nr. 3 – Paradeuniform Sommer für Generale


Uniform Nr. 4 – Paradeuniform Winter für Admirale und Generale


Uniform Nr. 5 – Stabsdienstuniform Winter für Admirale und Generale


Stabsdienstuniform Sommer für Admirale und Generale


Uniform Nr. 3 – Stabsdienstuniform Sommer für Admirale und Generale

Anmerkung:
Generale tragen bei schwarzen Hosen Lampassen.
Admirale tragen Jacken mit Rangabzeichen.





Oliver Stone hat sich nicht darüber geäußert, ob er im 25. US-Infanterieregiment ein guter Schütze war oder gar der beste, ein Top Gun eben. Aber er hat andere und wichtigere Auskunft gegeben: „1966, ich war gerade 22, meldete ich mich freiwillig, um in Vietnam den Kommunismus zu bekämpfen. Ich war sehr naiv damals, wollte ganz einfach ein guter Amerikaner sein. War das ein Irrtum!"

Dieser Erkenntnis entsprang ein Drehbuch und ein Top-Film: „Platoon". Ein Reagan-

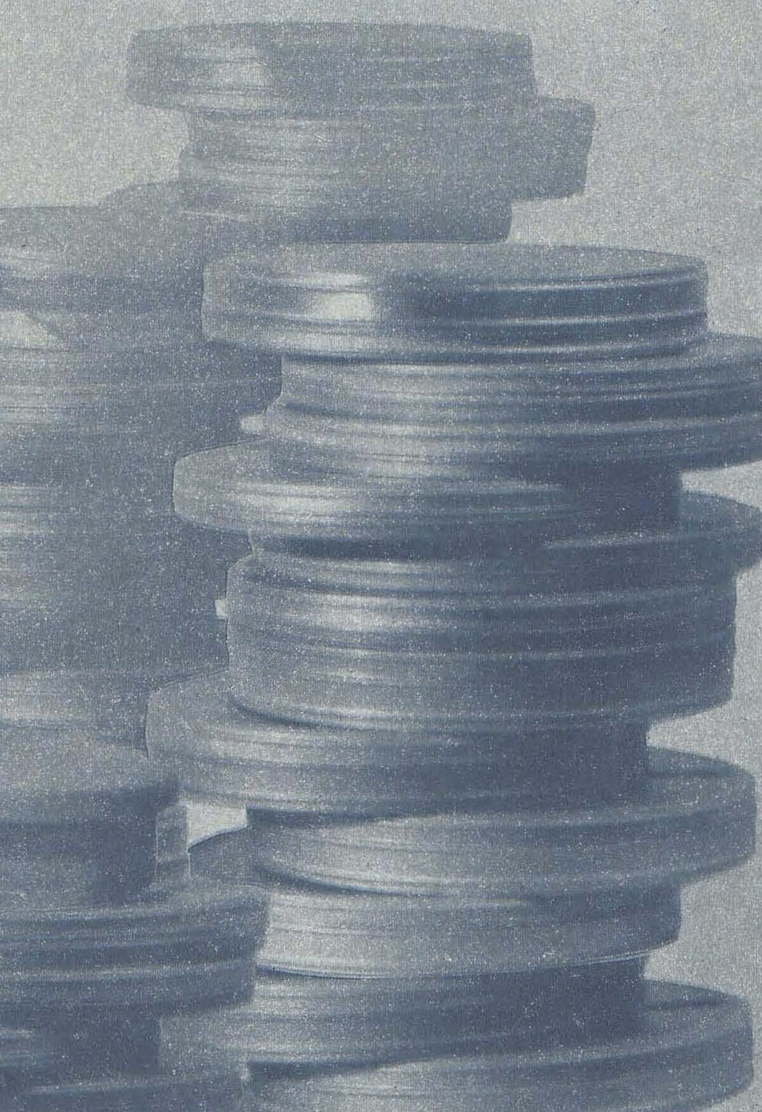
Berater nannte ihn „einen der widerlichsten Filme", bei der 59. Oscar-Verleihung im April dieses Jahres indes bekam er gleich vier der begehrten Auszeichnungen. Eine Woche später lief Stones Antikriegsfilm auch bei den Westberliner Filmfestspielen und erhielt dort ebenfalls einen Preis. Doch bevor es noch so weit war, kündeten knallige Plakate bereits an, was danach im Festivalkino zu sehen sein würde.

Zwei Muskelprotze stehen sich gegenüber, zähnefletschend und mit erhobenen Fäusten: „Karate-Tiger". Wie schon bei „Rocky IV", wo ein Boxer in sowjetischer Uniform in den Ring tritt und am Ende unter dem amerikanischen Sternenbanner geschlagen am Boden liegt, trägt der Gegner des smarten Jungen Jason auch hier einen russisch klingenden Namen. Und „natürlich" ist er von bestialischer Angriffslust besessen, zerschmettert und zerquetscht er alle, die sich ihm im Kampf stellen. Mit Ausnahme – nun, man ahnt es schon. Und um es den Kinogängern, hauptsächlich junge Leute, von vornherein zu sagen, ordneten die Plakatgestalter den beiden „Karate-Tigern" die Flagge der USA und der UdSSR zu. Damit auch jeder gleich wisse, wo das Gute und Menschliche zuhause ist und wo das Böse und Unmenschliche ...

„Die Russen kommen – pünktlich."

Auch diesmal.

Der BRD-Journalist Hubert Reichel hat genau den Kern getroffen, als er seinem Buch über die Geschichte der Bedrohungslüge diesen Titel gab. In ihm weist er nach, daß sie justament immer dann besonders arg strapaziert wurde, wenn sich Zweifel an der „Gefahr aus dem Osten" breitmachten oder in Parlamenten Rüstungsbewilligungen fällig waren. Frage: Auf welche Dimensionen mußte sie da für SDI gebracht werden – das Rüstungsgeschäft des Jahrtausends, die allergrößte Gefahr für die Menschheit?



Werfen wir einen Blick zurück und versuchen wir, den Mechanismus zu ergründen.

1977 läuft in den USA George Lucas „Star Wars" an und spielt in den ersten drei Monaten 100 Millionen Dollar ein. 1980 kommt „Star Wars II" in die Kinos und Ronald Reagan gerade recht, verspricht er doch in seinem Wahlprogramm, alles zu tun,

um „die Position militärischer Überlegenheit zu erreichen, die totale militärische und technische Überlegenheit über die Sowjetunion". 1981 wird Reagan Präsident der USA. Inzwischen arbeitet Lucas an „Star Wars III". Der Film kommt 1983 heraus und politisch wiederum genau richtig, denn eben in jenem Jahr hält Reagan seine berüchtigte Sternenkriegsrede. Sollten diese Zusammenhänge und zeitlichen Übereinstimmungen reine Zufälle sein?

Die imperialistischen Manipulierungsstrategen wußten schon immer um die Macht des Films und Fernsehens. Nunmehr aber sahen und sehen sie darin die wirksamsten Möglichkeiten, um forciert einen äußert militanten Antisowjetismus und Chauvinismus zu betreiben. In SDI-Dimensionen sozusagen. Folglich konnte die „Washington Post" feststellen: „Hollywood hat das böse Imperium wiederentdeckt." In Filmtiteln heißt es „Rambo" und „Rocky", „Star Wars", „Amerika", „Red Dawn", „Top Gun" und ist keineswegs nur auf die Vereinigten Staaten beschränkt. Schließlich exportieren die USA jährlich viele hundert Spielfilme sowie mehr als 250 000 Fernsehprogrammstunden und beherrschen damit den Markt der westlichen Welt. Auch in der BRD und Westberlin. Und so liefen während der Westberliner Filmfestspiele, bei denen Oliver Stone seinen Antikriegsfilm vorstellte, anderswo Streifen, deren Titel schon für sich sprechen: „Invasion USA", „Die gnadenlose Clique", „H.A.R.T. – Spezialeinheit 500", „Die Feuerwalze", „Flesh and Blood". Tony Scotts „Top Gun" wurde wenige Schritte entfernt vom Festivalkino bereits in der 26. Woche gezeigt. Gestartet hatte man ihn in der BRD 1986, mit 230 Kopien, verteilt auf 87 Städte. Als „Sommerspaß". Was über ihn und seinen Inhalt zu sagen ist, tat ein BRD-Wochenblatt: „Die Zeit".

„Rambo" sollte zeigen: Hätten alle so gekämpft wie er, wäre der Vietnamkrieg nicht verlorengegangen.

DIE ZEIT

Jets und Raketen sind sexy

Rambo wirkt fast wie ein rührendes, romantisches Urvieh gegen den aalglatten Jugendhelden mit dem Comicstripnamen Maverick, der in „Top Gun" am Ende die Russen in ihren MiGs vom Himmel holt. Dieser schönlingshafte junge Haudegen, den Amerikas Teenageridol Tom Cruise spielt, verkörpert das neu erwachende Amerika, das die Vietnampleite zu überwinden sucht, wieder Mut hat zum Heldentum, zur Feier des Draufgängers und Einzelkämpfers, der hart gegen sich selbst und die anderen ist. Auch wenn es sich hier nur um ein pomadig-mürrisches oder parfümiert-streitbares Teenie-Bübchen handelt, die Botschaft kommt klar und deutlich: Amerikas Jugend erwache ...

Maverick, der „Top Gun"-Held, hat seinen Vater im Vietnamkrieg verloren. Er war Flieger, wurde abgeschossen, und Maverick, der Sohn, setzt das Erbe, das Kriegshandwerk, frohen Mutes fort. Von einem Flugzeugträger startet er gegen russische Piloten, die von den Amerikanern, den überlegeneren Fliegern, nach allen Regeln der Kunst am Himmel für dumm verkauft werden. Hauptschauplatz des Films ist dann eine Fliegerschule in den Staaten, an der die Navy ihre besten Kampfpiloten ausbildet.

Das rauhe Klima, das bei der Ausbildung herrscht und dem jungen Spund Maverick natürlich nur guttut, lockert ein weiblicher Instrukteur auf, eine bildhübsche, langbeinige Sirene in Jeans und kleidsamer Bomberjacke: Sie redet

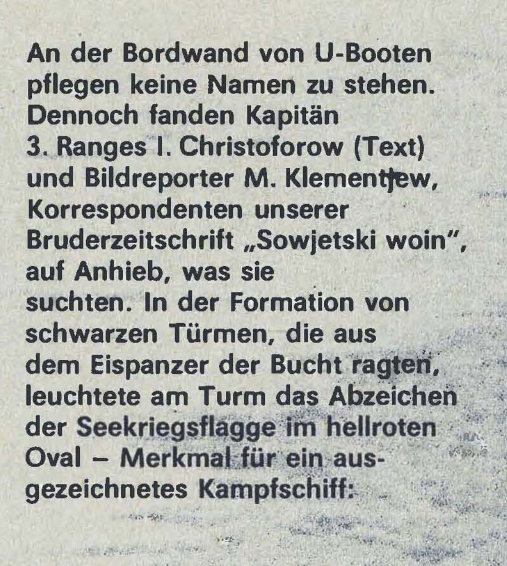
„Rocky IV" sollte der Welt Aufschluß geben, „was die Amerikaner wirklich sind – die Sieger". Laut einer BRD-Fernsehsendung wurde für ihn mit dem Spruch geworben: „‚Macht euch fertig für den dritten Weltkrieg!'" Und über „Top Gun" sagt Oliver Stone: „Ich verabscheue diesen Film, weil er den Wahnsinn suggeriert, daß der Krieg ‚clean' ist. Man braucht nur am Computerbildschirm auf den richtigen Knopf zu drükken wie der Hauptheld, der dabei eine sowjetische MiG in die Luft sprengt, und der dritte Weltkrieg ist entfesselt. Aber der Junge kriegt natürlich trotzdem sein Mädchen. Leider schleicht sich solches gefährliche Gedankengut heimlich ins allgemeine Bewußtsein. Da wird die Sowjetunion zum ‚Reich des Bösen'."

Platoon heißt soviel wie der Zug einer Kompanie. Im Armeemaßstab ist das keine besondere Größe. Mit dem gleichnamigen Film wollte Oliver Stone „einfach die Wahrheit" erzählen. Doch die vier Oscars und die über 80 Millionen Dollar, welche der Streifen schon in der ersten Jahreshälfte eingespielt hat, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß er im Armeemaßstab der antisowjetischen und chauvinistischen Verhetzung immer noch ein Platoon ist.

Text: E. Prang

Fotomontage: Hans-Ulrich Kutzner

über den Luftkampf, fabuliert über Flugkurven und Abschußchancen, als erteile sie eigentlich Sexualkundeunterricht. Mit primitivem Raffinement und optischen Zweideutigkeiten suggeriert der Film unterschwellig ständig, daß der Luftkrieg und das Fliegertum hocherotisch aufgeladen sind: Jets und Raketen sind sexy ...
Die jungen Helden, das sind die neuen, soften Machos, wie sie seit ein paar Jahren schon durch Amerikas Werbung, Zeitschriften und Photographie geistern und sich jetzt neuerdings auch immer mehr im Hollywoodfilm durchsetzen. Sie sehen aus wie etwas zartgeratene Söhne von Rambo ... Wie eine besondere, elitäre Männlichkeitskaste präsentiert „Top Gun" sie, und die Kombination von ihren athletischen, schweißgebadeten Körpern mit den stählernen, todbringenden Jets verleiht dem Film eine irritierende, faschistoide Atmosphäre ...
Die perfide Dramaturgie des Films schaukelt den Zuschauer durch optische Reize ohne Unterlaß und das Dröhnen der Flugzeugmotoren und der Rockmusik in einer Weise hoch, daß das kriegerische Finale wie eine perverse Befreiung wirkt: Das Training in der „Top Gun"-Schule ist vorbei, die Jungs sind wieder auf ihrem Flugzeugträger – und von dort steigen sie hoch, rauschhaft hoch in den unendlichen Himmel, wo der dritte Weltkrieg auf sie wartet. Die russischen MiGs werden der Reihe nach abgeschossen und verglühen als prächtige Feuerbälle. Wir sind die Besten, du mußt der Beste sein, heißt es ständig in „Top Gun".



An der Bordwand von U-Booten pflegen keine Namen zu stehen. Dennoch fanden Kapitän 3. Ranges I. Christoforow (Text) und Bildreporter M. Klementjew, Korrespondenten unserer Bruderzeitschrift „Sowjetski woin", auf Anhieb, was sie suchten. In der Formation von schwarzen Türmen, die aus dem Eispanzer der Bucht ragten, leuchtete am Turm das Abzeichen der Seekriegsflagge im hellroten Oval – Merkmal für ein ausgezeichnetes Kampfschiff:

Brjansker Komsomolze



Die schneidende Kälte des Nordost, der den Beton der Pier mit der Sorgfalt tüchtiger Reinschiffmänner ausleckt, und die kalten Metallbügel, über die wir zum Turm aufsteigen, lassen uns vermuten, daß es im Innern des ins Packeis eingewachsenen Bootes nicht minder kalt ist. Aber schon das Kommando, das wir im engen Schacht zum Leitstand hören, verheißt anderes. Im Innern des schmalen Stahlkörpers scheint es ziemlich heiß herzugehen. Aus den schwarzen Lautsprecherwaben dröhnt es: „Batterieautomaten abschalten! Waffen und technische Mittel öffnen, überprüfen und von Hand durchdrehen!" Weitere Kommandos folgen so streng aufeinander, daß mir dies genügt, um festzustellen: Klarmachen zum Gefecht und Seeklarmachen sind angesagt. Uns bleibt die Hoffnung, daß sich die Lage bald aufklärt und man Zeit für uns hat.

„Keine Panik! Alles der Reihe nach. Beginnen wir mit der ersten Abteilung, beruhigt uns der Stellvertreter des Kommandanten für politische Arbeit, Kapitänleutnant Alexander Sergejew. Er schüttelt seinen üppigen Haarschopf und rennt buchstäblich durch den engen Gang der zweiten Abteilung vor uns her. Wir erfahren bald, daß er, um Zeit zu sparen, sogar auf dem Weg zum Dienst trainiert. Nicht, weil er etwa um seinen Titel „Meister des Sports" fürchtet, sondern um gleich frühzeitig einen Berg anstehender „Kommissarsangelegenheiten schnell durchzudrehen", wie man in der Flotte sagt. In den engen Gängen lassen wir uns doch lieber Zeit, seiner großen, kräftigen Gestalt zu folgen; hier, wo alle Schotten aus Gründen der Raumersparnis Schiebetüren sind. Begleitet vom Heulen des Luftzuges, der durch die geöffnete Luke dringt, gelangen wir in den ersten Raum, wo hinter den langen grünen Kojen-Etagen die geöffneten Torpedorohrklappen zu sehen sind. Der Matrose, der gerade die Schrauben eines Torpedos überprüft, stellt sich vor: „Maat Lewkin". – „Kommandeur einer ausgezeichneten Gefechtsstation", fügt der Kapitänleutnant hinzu, und stolz auf den Unterstellten fährt er fort: „Fünf Torpedoschießen, und alle mit höchster Bewertung. Sein Können verhalf uns zum ersten Platz bei der Torpedoausbildung in der Flotte." Den Dienst auf dem Boot trat Sergej Lewkin zusammen mit seinem Zwillingsbruder Leonid an. Um gemeinsam zu einer Besatzung zu kommen, hatten sie sich auf der Flottenschule in unterschiedlichen Fachgebieten ausbilden lassen. Leonid wurde Rudergänger.

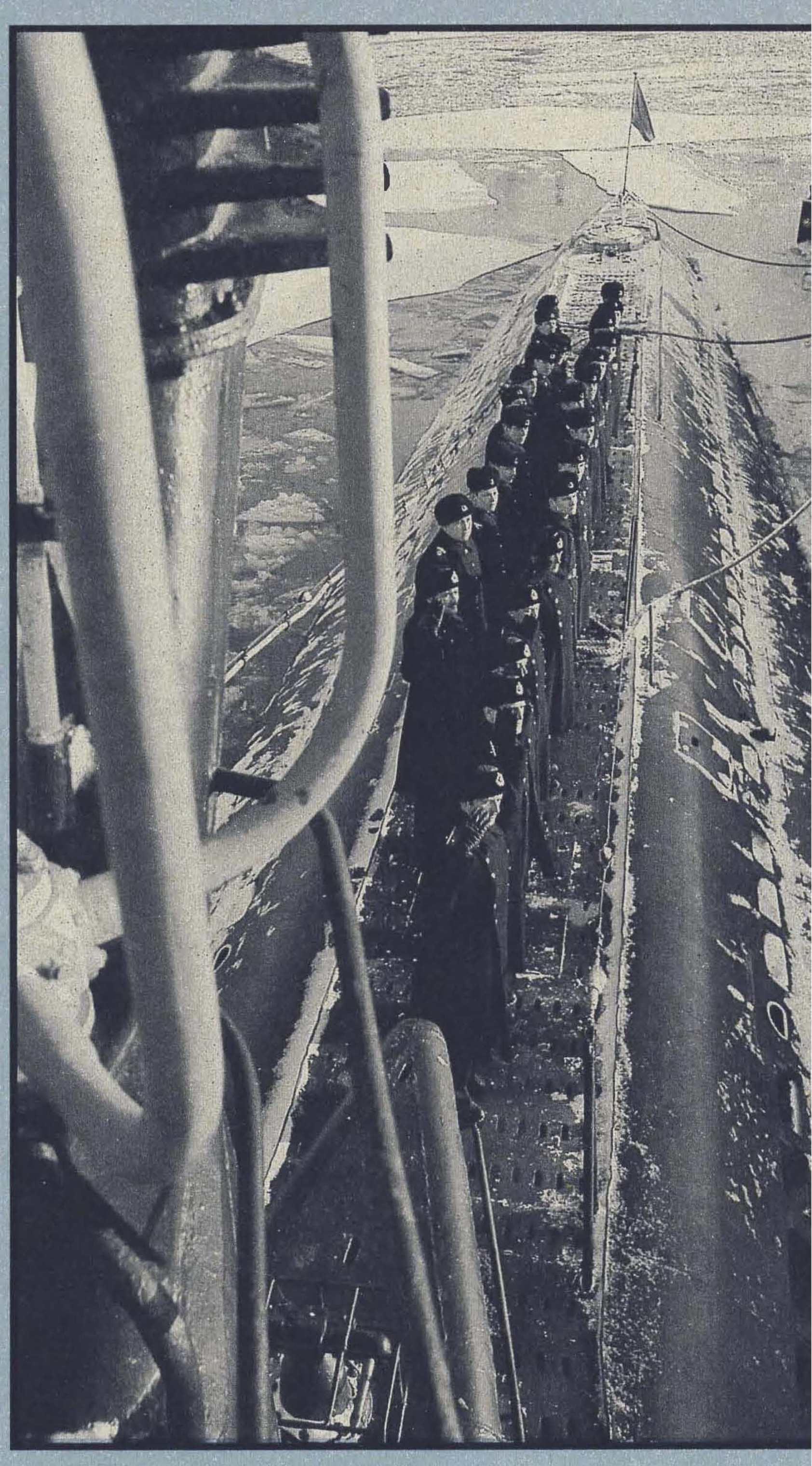
Während wir mit Sergej sprechen, kommt das Kommando zum Einschalten der Batterieautoma-

ten. Das Boot, gleich einem lebendigen Wesen, erzittert, und die „Muskeln" setzen sich in Bewegung.

Die scharfe, energische Stimme, die das im Eis festgewachsene Boot zum Leben erweckt, gehört Oberleutnant Konstantin Syrotschow. Er gilt zu Recht als einer der besten Offiziere des Verbandes. Innerhalb eines Dienstjahres hat er es vom Kommandeur des Navigationsgefechtsabschnitts zum Ersten Offizier gebracht. Und nun vertritt er den Kommandanten, der Urlaub hat.

Im Innern eines U-Bootes wird jeder Quadratzentimeter Raum mit Gold aufgewogen. So klein der Leitstand auch ist, hier stehen neben dem „Ersten" noch mehrere Spezialisten auf Wache: Am gelben Auslöser der Torpedostartanlage Obermatrose Jewgeni Michailow, vor dem erleuchteten Bildschirm der Funkmeßgast für Seelage, Obermatrose Oleg Chochlow, an – wie die Seeleute scherzhaft sagen – „tausendundeinem" Ventil zum Abblasen der Tanks Obermaat Sergej Kulinitschew. „Sie verbindet nicht nur der Dienst im Leitstand. Alle sind mit einer Delegierung, dem ‚Fahrbefehl' der Brjansker Komsomolorganisation, aufs Boot gekommen." Das träfe ungefähr für ein Drittel der Besatzung zu, erklärt der Politstellvertreter.

Obermatrose Chochlow ist Komsomolsekretär des Bootes. Er erzählt von den Paten der U-Boot-Fahrer, den Komsomol-



zen der Produktionsvereinigung Brjansker Maschinenbaubetrieb. Brjansk an der Desna, einige hundert Kilometer südlich Moskaus, ist nämlich ein Zentrum des Maschinenbaus. Zweimal im Jahr, so Oleg, kämen die Paten aufs Boot. „Wissen Sie, was die für ein Kulturprogramm mitbringen? Da ist man einfach hin! Sie kümmern sich um alles, nehmen an unseren Komsomolversammlungen teil, helfen uns bei der Wandzeitung. Manchmal besuchen wir sie auch in Brjansk, demnächst zu ihrer Komsomolkonferenz."

Oleg Chochlow übt seine Funktion erst einige Monate aus. In seinem Heimatdorf Kurowo habe er noch keinen Drang zu gesellschaftlicher Arbeit verspürt; hier dagegen – was er auch anpackt, es gelingt ihm. Selbst den empfindlichen, etwas streitsüchtigen Matrosen Gennadi Turukin bog er zurecht. Dies freilich nicht allein.

Die Stärke der Komsomolorganisation auf dem Boot zeigt sich auch darin, daß die Offiziere aktiv mithelfen, Probleme der Jugendlichen zu klären. Der Kommandant oder der Erste Offizier sind Gäste jeder Komsomolversammlung. Des öfteren verlangt der Kommandant über Lautsprecher: „Komsomolaktiv der Gefechtsabschnitte in die Offiziersmesse!" Wohlgemerkt, nicht allein mit Maaten und Meistern, sondern mit den aktivsten Komsomolzen berät sich der Kommandant. Vielleicht ist deshalb die Erziehungsarbeit so wirksam ...

An jedem Gefechtsstand, in jeder Wachschicht gibt es einen Komsomolgruppenorganisator. Ernsthaft, ja zuweilen auch hart wird der Wettbewerb zwischen den Komsomolgruppen der Gefechtsabschnitte geführt und täglich ausgewertet. Derzeit liegen die Mechaniker knapp vorn. Weitere Auskünfte: Ein Zirkel studiere die Biografie W. I. Lenins, eine Bootsspartakiade sei geplant und eine künstlerische Laiengruppe werde aufgebaut.

Nach dem Gespräch mit Chochlow stellen wir fest, daß unter den besorgten Gesichtern im Leitstand nur ein rotwangiges, von Ozeanwinden gegerbtes Gesicht seltsam abwesend wirkt. Wladimir Piljugin ist Rudergänger, und für ihn hat die heiße Phase noch nicht begonnen. Wenn die Leinen losgemacht werden, dann kommt seine Stunde. Bis dahin langweilt er sich ein wenig, denkt vielleicht noch an die letzte Fahrt, als das Boot bei Sturm durch die Ostsee schlingerte und die Wellen mit kalten Tatzen von oben auf den Turm schlugen. So kräftig, daß die Raucher, die ‚raufgegangen waren, nach der ersten kalten Dusche schnell wieder in die Luke runtertauchten, und erstmal genug von ihrem Laster hatten.

Könnte man Piljugin als das „Auge des Bootes" bezeichnen, wenn es in Überwasserlage die Wellen pflügt, so ist in Unterwasserlage dieser Begriff durchaus für den Hydroakustiker Obermaat Alexander Soloschenko angebracht. Als sein Vorgesetzter, der Abschnittsmeister der Hydroakustiker, auf ein anderes Boot kommandiert war, hatte der Obermaat alle Duelle mit Überwasserschiffen gewonnen.

Im E-Maschinenraum leuchten im Wechsel grüne und blaue Deckenleuchten auf. Gleichzeitig wird die Stille von der Klingel der akustischen Signalanlage zerrissen. Uns schwant, welchen Lärm erst die laufenden E-Maschinen im Raum erzeugen würden.

„An den Krach kann man sich ja noch gewöhnen", sagt mit kaum vernehmbarer Stimme Maat Valeri Kostjuk. „Aber in Tauchlage heizen die Motoren den Raum auch noch mächtig auf, es wird ziemlich heiß hier!" Trotzdem mögen die Elektriker Unterwasserfahrt mehr als die „über". Ihnen ist noch frisch in Erinnerung, wie einige Wachgänger vom höllischen Rollen des Bootes glatt umgeworfen wurden. Auch Seeleute sind nicht immer seefest. Damals hatte Kostjuk die Zähne zusammengebissen und 36 Stunden lang durchgehalten. Das Stehvermögen des Abschnittskommandeurs wirkte schließlich doch ansteckend. Die Matrosen schauten auf Kostjuk, der kein Wort des Vorwurfs für sie hatte, und fanden gegen Ende des zweiten Tages endlich die Kraft, ihn von der Wache abzulösen.

Wieder tönt ein Befehl aus dem Lautsprecher. Nun ist uns klar, daß es nichts mehr mit dem Auslaufen wird. Wir sind darüber ein bißchen enttäuscht, doch die angenehmen Eindrücke während des Zusammenseins mit den Männern des Bootes verdrängen allmählich dieses Gefühl.

Die Flotte hat viele Schiffe mit Komsomolnamen. Verglichen mit manchen von ihnen nimmt sich das U-Boot „Brjansker Komsomolze" gar nicht so groß aus. Doch gerade dieses Boot ist vor allen anderen mit dem Banner des Zentralkomitees des Leninschen Komsomol ausgezeichnet worden.

* * *

Tage nach diesem Training zum Gefechts- und Seeklarmachen zog ein dicker Bugsierer mit seiner breiten Brust eine schwarze Rinne durch das Eis der Bucht. Ein Heulton unterbrach die winterliche Stille, und das U-Boot mit dem leuchtenden Zeichen am Turm schon knirschend die Eisschollen auseinander, lief aus zu neuer Fahrt.



Bild: Günter Gueffroy

Fortsetzung von Seite 57

scheinen konnte – nicht. Uwe Potteck hat seine Leistungssportlaufbahn da begonnen, wo andere erst nach langen Trainingsjahren oder auch überhaupt nicht hinkommen. Wer rechnete schon 1976 mit dem völlig unbekannten Frankfurter Armeesportler aus Stralsund. Gerade deshalb wohl ging Uwe mit der für hohe Schießleistungen erforderlichen Lockerheit und Unbekümmertheit an die olympische Aufgabe. Und als er im Verlauf des Wettkampfes seine Chance erkannte, fügte er Bewußtheit und Willen hinzu: „Ich wußte, wie viele hinter mir standen, mitfieberten, das ganze Land eigentlich, die Trainer, meine Freunde und Genossen beim ASK und an der Offiziershochschule. Da wollte ich keinen enttäuschen, wo es schon so gut lief."

Doch von nun an mußte er als Olympiasieger leben, mit der Last der Verantwortung, mit der Bürde eines Favoriten. Die oft ziemlich hart drückte. Höhen und Tiefen erlebte er auf den Schießständen in aller Welt. Er wurde mehrmals Europameister, holte Weltrekorde, gewann WM-Silber – aber ging in manchem Wettkampf auch als Verlierer vom Stand.

Sein Erfahrungsschatz ist groß geworden. Er weiß sehr wohl, wie er trainieren, wie er sein Leben im Sinne des Leistungssport einrichten, wie er einen zweieinhalbstündigen Wettkampf gestalten muß. Ruhige Hand und gutes Auge allein tun es nicht. Entscheidend ist, diese Erfahrung hat Uwe Potteck zur Maxime seiner sportlichen Entwicklung gemacht, alle die Leistung bestimmenden Faktoren zu beherrschen und konsequent anzuwenden. Also Training, sportliche und berufliche Ziele, das Niveau der eigenen Leistungsansprüche, das persönliche Leben, die Familie, das Verhältnis mit Trainer und Kollektiv in die richtige Übereinstimmung zu bringen.

Wer irgendwo Abstriche macht, sich vielleicht um Aufgaben herummogeln will, der betrügt, davon ist Uwe überzeugt, sich selbst und die anderen und wird letztlich keinen Erfolg haben. Wer dagegen alles richtig zusammenbringt, bewußt und ausgeglichen lebt, schöpft daraus Selbstsicherheit, also das Sich-seiner-selbst-sicher-sein, aus dem Wettkampfnervenstärke erwächst.

„Der Leistungssport – wie das Leben überhaupt – ist nie aufhörendes Streben nach höheren Leistungen und zugleich ständiger Kampf, auch gegen sich selbst, gegen die eigenen Schwächen." Daß Uwe Potteck nach dieser seiner Überzeugung auch handelt, bestätigt mir Trainer Gert Schreiber: „Uwe ist leicht zu führen, weil er, von einer Aufgabe einmal überzeugt, sich ungeteilt konzentriert. So erarbeitete er sich auch im Fernstudium sein Sportlehrerdiplom, was er bereits in schöpferischem, selbsständigem Trainieren anzuwenden weiß."

Uwe, darauf angesprochen, lächelt ein wenig verschmitzt: „Nicht immer war ich mit meinem Trainer einer Auffassung, vor allem was die richtige Verarbeitung von Erfolgen oder Niederlagen betrifft. Heute finden wir meist gemeinsam eine optimale Variante. Ich habe viele eigene Erfahrungen und Erkenntnisse gewonnen. Gert Schreiber ist mir wichtig vor allem als Partner, der mir mit kritischer Offenheit hilft, mich selbst zu kontrollieren, Fehler zu erkennen."

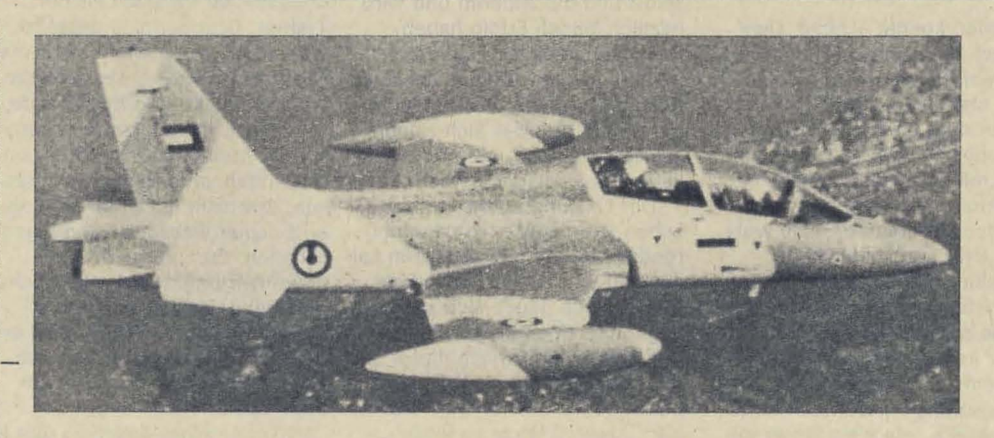
Gleiches sagt er vom Kollektiv seiner Trainingsgruppe. Bruder Jens gehört noch dazu, ebenfalls international schon recht erfolgreich. Dann der junge Gernot Eder, der bereits das Potteck'sche Leistungsniveau erreicht hat. Und schließlich, als Jüngster im Bunde, Andreas Fröhlich: noch ohne großen Namen, aber, laut Aussage von Trainer Schreiber, hochtalentiert, mit dem Glück, täglich im Training Weltklasse neben sich zu haben. Als der Erfahrenste des Pistolenschützenkollektivs des ASK darf sich Uwe Potteck das Urteil erlauben: „Der ständige Kontakt, das gemeinsame Training bedeutet und hilft jedem von uns sehr viel. Fehler oder Probleme können wir uns oft schneller mitteilen als der Trainer. Grundprinzip dabei ist Offenheit – auch wenn einer mal Mist gebaut hat." Uwes selbstbewußte Kontakt- und Kritikfreude, seine Lust, mit Leuten zu reden, andere Meinungen zu hören, und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, erscheint mir überhaupt als eine seiner wesentlichsten Eigenschaften. Zu Foren, von manchem Leistungssportler möglichst gemieden, geht er ausgesprochen gern: „Ich erfahre dabei andere Gedanken, Ideen, und ich kann meine Auffassungen vom Sport ausdrücken."

Im Leben eines Sportlers gibt es nicht nur Siege, auch wenn er noch so bewußt und fleißig danach strebt. Jeder hat gewiß einmal Situationen erlebt, da er alles hinwerfen wollte. Auch Uwe Potteck blieb von solchen Augenblikken nicht verschont. Seine größte Enttäuschung: die Olympischen Spiele 1980 in Moskau. Als „Titelverteidiger" blieb ihm nur Rang sechzehn. „Als ich vom Schießstand ins olympische Dorf zurückkam, war der erste, den ich traf, Manfred Ewald, unser DTSB-Präsident. Ich wäre ihm gern aus dem Weg gegangen, ich schämte mich. Doch er beschämte mich mit seinen Worten, die keinerlei Vorwurf enthielten. Man müsse auch Niederlagen einstecken können, ich sei noch jung und werde sicher noch mehrere Olympiaden als Aktiver erleben."

Die Frage nach dem Aufhören ist seitdem für den jetzt 32jährigen Uwe Potteck, der nicht verhehlt, sich für Seoul einiges vorgenommen zu haben und auch die Olympischen Spiele von 1992 noch anzupeilen, keine Frage von Erfolg oder Mißerfolg: „Man darf sich nicht aufgeben, sonst wird man unglaubwürdig. Von Problemen lasse ich mich nicht überrollen. Ich versuche sie anzupacken und mit ihnen fertig zu werden. Wenn man will, gibt es immer einen Weg."

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut

AR 11/87	TYPENBLATT	FLUGZEUGE



Schul- und Erdkampfflugzeug Aermacchi MB.339A (Italien)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	3215 kg
Startmasse	5900 kg
Länge	10,87 m
Spannweite	10,86 m
Höhe	3,99 m
Antrieb	1 TL-Triebwerk
Schub	17,8 kN
Höchstgeschwindigkeit	898 km/h
Reichweite	590 km
Bewaffnung	2 Maschinenkanonen 30 mm
	1800 kg Bomben u. Raketen
Besatzung	2 Mann

Das zweisitzige Schul- und Erdkampfflugzeug besitzt trapezförmige Tragflügel. Die Sitze sind hintereinander angeordnet. Die Triebwerkseinläufe befinden sich zu beiden Seiten des Flugzeugrumpfes an den Flügelansätzen. An den Flügelenden sind Kraftstoffbehälter angebracht und fest montiert. Für Waffenzuladungen sind sechs Aufhängepunkte vorhanden.

AR 11/87	TYPENBLATT	PANZERFAHRZEUGE



Aufklärungspanzer AMX-10RC (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Masse	15 t
Gesamtlänge	9,00 m
Breite	2,78 m
Höhe	2,56 m
Motorleistung	206 kw
Geschwindigkeit	
Land	80 km/
Wasser	6 km/h
Bewaffnung	1 Glattrohrkanone 105 mm
	1 Turm-MG 7,62 mm
	4 Nebelwurfbecher
Besatzung	4 Mann

Der Aufklärungspanzer AMX-1ORC ist ein 6×6-Räderfahrzeug mit gleichem Achsabstand und einem stark vorspringenden flachen Bug mit einem Fahrererker auf der rechten Seite. Auf dem Fahrgestell und der Wanne ist ein flacher langgestreckter Turm mit stark abgeschrägten Seitenwänden aufgesetzt. Im Turm sind ein Laserentfernungsmesser, ein Höhenwinkelmesser und die Richtschützenoptik mit automatischem Vorhalt untergebracht.

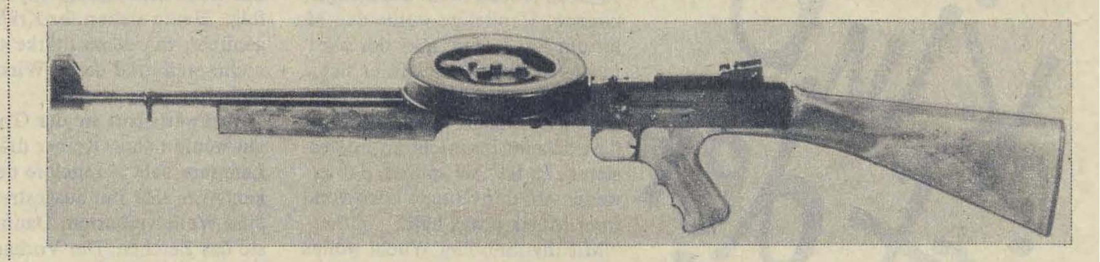


Lastkraftwagen M 977 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	16767 kg
Nutzmasse	9974 kg
Länge	10170 mm
Breite	2440 mm
Höhe	2591 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung 332 kW bei 2100 U/min	
Antriebsformel	8 × 8
Höchstgeschwindigkeit	88 km/h
Fahrbereich	483 km
Steigfähigkeit	60 %

Den Lastkraftwagen M 977 gibt es seit 1982 in den USA-Streitkräften. Er wird außerdem verwendet als Tankfahrzeug M 978, Sattelschlepper M 983 mit Ladekran (6,5 t Tragkraft) für den Transport von Pershing-Raketen und von Fla-Raketen Patriot sowie als Transportfahrzeug M 985 mit Ladekran (2,35 t Tragkraft) für die Raketen des Geschoßwerfers MLRS und als Instandsetzungs- und Bergefahrzeug M 984 mit einem 13,6-t-Kran. Das Fahrzeug verfügt über ein automatisches 4-Gang-Getriebe und eine Druckluftregelanlage.



Maschinenpistole VOERE AM 180 (Österreich)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	5,6 mm
Masse, leer	2,47 kg
Masse, geladen	4,53 kg
Länge	895 mm
Lauflänge	420 mm
Einsatzschußweite	bis 360 m
Feuergeschwindigkeit	1200 Schuß/min
Magazininhalt	177 Patronen

Die Maschinenpistole VOERE AM 180 ist ein Rückstoßlader mit Masseverschluß. In dem plattenförmigen Trommelmagazin liegen die Patronen in drei Etagen zu je 59 Stück übereinander. Der Kolben der Waffe besteht aus Kunststoff. Vorn unter dem Lauf kann ein Laser-Zielgerät angebracht werden, welches einen roten Punkt auf die Zielfläche projiziert. Der Projektor wird über aufladbare Akkus gespeist.

„Das einzige Leben" nennt Oberstleutnant d. R. Walter Flegel seinen neuen, im Militärverlag der DDR verlegten Roman. Er wird, dessen sind wir sicher, wegen seines spannenden, konfliktreichen und bedeutsamen Geschehens nicht nur eine große, interessierte Leserschaft finden, sondern, wie Lesungen vor Erscheinen des Buches bestätigten, auch viele streitbare Diskussionen auslösen. Unser (leicht gekürzter) Auszug will mit jenen bekanntmachen, die im Zentrum der Handlung stehen: junge Rockmusiker mit ihrer Sängerin Hannelore Richter und Major Martin, dem wider Willen befohlen wurde, die Gruppe während einer Tournee durch einen mot. Schützenverband der Nationalen Volksarmee zu begleiten. Was sie miteinander und an sich selbst erleben, zwingt sie, bisherige Erfahrungen, Überzeugungen und Haltungen einer harten, zuweilen schmerhaften Prüfung zu unterziehen, um zu neuen, gültigeren Lebenssichten zu finden.

Im Klub ist der Teufel los

Hannelore steht nahe am geschlossenen Vorhang und starrt auf das rotbraune schwere Tuch. Die Gruppe ist bereit und wartet auf ihr Zeichen. Jedes Mal sitzen die Musiker geduldig hinter Hannelore, bis die den linken Arm hebt und die Faust öffnet. Heute sind Hannelores Handflächen feucht, und sie wischt sie ein paarmal über das Trikot. Im Saal, von dem der Vorhang sie noch trennt, herrscht Stille. Nicht die gewohnte, erwartungsvolle, die nur bis zum ersten Ton anhält, ihn aufnimmt, wiederholt und dann hunderfach verstärkt zur Bühne zurückwirft. Die heutige Stille ist anders, befangen und von eigenartiger Gleichförmigkeit. Hannelore zögert. Sie ist sich des Kontaktes zum Publikum nicht sicher. Zum ersten Mal bezweifelt sie den Sinn ihres Auftritts.

Während der Probe am Nachmittag haben sie überlegt, ob sie laut oder leise beginnen sollen. Nur Hannelore und Jan sind für einen leisen Anfang gewesen, haben die anderen jedoch nicht überzeugen können. Hannelore wollte den Major um Rat fragen, aber der war nicht da. Auch jetzt läßt er sich nicht sehen. Er konzentriert sich ganz aufs Organisieren. Alles andere scheint ihn nicht zu interessieren. Er läßt sie spüren, daß er weder von der Gruppe noch von ihrer Musik etwas hält.

Mit rhythmischer Wucht wollen sie beginnen. Die wird auch von den Uniformen nicht abprallen, haben die anderen gemeint. Sie warten auf Hannelores Zeichen.

Vom Garderobenfenster aus hat Hannelore die Soldaten zum Klub marschieren sehen. Im Gleichschritt ist eine Kolonne nach der anderen gekommen. Auf Befehl haben sie den Saal betreten und sich hingesetzt. Hannelore sucht mit dem Finger den Vorhangspalt. Ehe sie das Zeichen gibt, will sie in den Saal blicken. Vielleicht sieht sie ein paar Gesichter, die sie ermutigen, die das Niemandsland zwischen ihr und dem Publikum aufheben, es wenigstens verkürzen. Sie drückt den Vorhang mit dem Finger ein wenig auseinander. Zunächst sieht sie von der ersten bis zur letzten Reihe nur unterschiedsloses Steingrau. Durch die linke Hintertür betritt ein vierschrötiger Soldat hastig den Saal und blickt sich suchend um.

„Tür zu!" herrscht ihn ein schmächtiges Kerlchen an. Der Soldat wendet sich dem Sitzenden langsam zu, dann richtet er sich auf und gehorcht. Die Gesichter der Soldaten in den ersten Reihen wirken abgespannt. Der kurze Haarschnitt macht sie einander zusätzlich ähnlich. Unbeteiligt sitzen die da, jeder mit sich selber beschäftigt. Sie machen den Eindruck, als hätten sie alle hart gearbeitet, und Hannelore empfindet auf einmal Mitleid mit ihnen. Sie läßt den Vorhang los und schließt die Augen. Sie ahnt, daß die folgenden zwei Stunden sehr anstrengend sein werden. Eine Kraftprobe, wie sie noch keine hat bestehen müssen. Ohne innere Beteiligung tritt sie nicht auf. Nie hat sie gleichgültig auf der Bühne gestanden und ein paar Lieder in den Saal gesungen. Sie braucht das Publikum, ringt um seine Sympathie, um seine Beteiligung, bis es ihr folgt. Heute stehen ihr Kräfte gegenüber, von deren Stärke sie nichts weiß und deren Wirkung sie nicht kennt.

Rückwärts tritt sie der Gruppe ein wenig näher. Keiner drängt sie. Langsam hebt Hannelore den linken Arm, läßt ihn ausgestreckt eine Weile verharren. Dann gibt sie das Zeichen. Der Vorhang fliegt auf. Die Leute im Saal finden keine Zeit zu irgendeiner Reaktion. Der harte Klang, an dem alle Instrumente mit voller Lautstärke beteiligt sind, schlägt in die Zuhörer, und sie zucken zusammen wie nach einer Explosion. Sie schweigen und rühren sich nicht. Sofort begreift Hannelore, daß sie falsch begonnen haben. Anderswo gehen die jungen Leute sofort mit, übernehmen die Musik und den Rhythmus mit ihren Händen und Leibern. Sie werden zu einem einzigen Körper, der aufnimmt und wieder abgibt, um sich dann bei Leisem und Melodischem wieder zu erholen.

Hannelore hat das Gefühl, einen leeren Saal vor sich zu haben. Das hemmt sie, macht Stimme und Körper kraftlos. Sie spürt, daß ihre Bewegungen zu verhalten, fast zaghaft sind und mit der Motorik der Musik nicht übereinstimmen. Überall, wo sie bisher aufgetreten ist, hat ihr Schlangentanz das Publikum begeistert. Der hundertfach stattfindende Kontakt hat sich jedesmal auf Hannelore übertragen und ihren Bewegungen sinnliche Ausstrahlung gegeben.

Die Männer im Saal starren sie an, als seien sie taub, als seien sie gegen alles immun, das von draußen in ihr Mauergeviert eindringt. Oder ist das, was sie hier täglich tun, so schwer, daß diese Musik sie nicht mehr erreicht? Warum werden denn die Konzerte überhaupt gemacht? Warum haben die Offiziere diese Tournee arrangiert? Haben sie vielleicht doch nur den Bedürfnissen der Soldaten nachgegeben? Die Leblosigkeit, die immer noch im Saal herrscht, spricht für diese Bedürfnisse nicht.

Hannelore tritt bis zum Bühnenrand vor. In den Gesichtern der Uniformierten, die in den ersten Reihen sitzen, sucht sie nach Bewegung, die Lockerheit ankündigt. Sie entdeckt nichts. Dann blickt sie zu Jan, der im mittleren Quergang des Saales am Mischpult arbeitet. Kaum merklich nickt er ihr zu. Da reckt sie sich auf, spürt die Spannung ihres Körpers, den das Schlangentrikot wie eine zweite Haut umspannt, und sie gibt dem Drang, sich zu bewegen, nach, macht sich frei vom Saal. Zwischen ihr und der Gruppe kommt es zur vollkommenen Übereinstimmung. Es ist nicht mehr zu unterscheiden, wer den Rhythmus bestimmt, die Musiker mit ihren Instrumenten oder Hannelore mit ihrem Körper. Im Refrain, den sie zum Schluß dreimal wiederholen, treiben sie einander in eine rhythmische Wucht, der bisher kein Publikum standgehalten hat. Doch unten geht immer noch nichts vor. Irgendwo hinten im Saal wird gepfiffen. Es ist nicht zu erkennen, wie es gemeint ist. Einer ruft „Bravo“, wiederholt die erste Silbe des Wortes, dann verstummt er.



Hannelore wendet sich um, geht zu Robert. Im Saal wird jetzt geklatscht, verhaltene Höflichkeit. Robert dreht an seinem Schnurrbartende, blinzelt Hannelore zu und sagt: „Die sind fast alle neu. Wir kriegen sie schon.“ Er nickt und ruft leise: „Benny, die Linde!“

Roberts Ruhe tut gut. Vielleicht hat er in den Gesichtern der Soldaten mehr entdeckt als Hannelore. Und er war Lehrer, bis seine Stimme ihn zwang, diesen Beruf aufzugeben. Er ist der einzige in der Gruppe, der etwas von Psychologie versteht. „Die Linde“ hat im Programm sonst einen anderen Platz. Benny steht schon am linken Mikrofon. Die Gitarre an die Hüfte gedrückt, richtet er den Steg wie einen Gewehrlauf ins Publikum. Während Robert auf der Orgel ein Motiv aus dem „Brunnen vor dem Tore“ variiert, das Klaus mit der Flöte unterstützt, geht Hannelore zum anderen Mikrofon. Sie blickt wieder in die Gesichter unten, beobachtet, wie sich die Soldaten nach und nach auf Denny konzentrieren, der die Melodie aufnimmt und ihr den Rhythmus gibt. Ganz außen in der ersten Reihe sitzt ein Offizier. Sie erkennt auf seinem Schulterstück zwei Sterne und sieht ein helles Gesicht mit großen blauen Augen. Ein Junge, an dem alles noch rund und frisch ist, der noch nicht gestoßen wurde, der sich am Leben noch nicht verletzt hat. Unverwandt blickt er Hannelore an. Sein Gesicht zuckt zusammen und richtet sich auf Denny, als Schlagzeug und Gitarren das melodische Thema mit ein paar Schüssen auslöschen. Für Augenblicke ist es völlig still im Saal. Dann singt Benny im Diskant das Lindenlied an. Die Instrumente gesellen sich dazu, ordnen sich der Stimme unter. Hannelore findet, daß sich die augenblickliche Stille im Saal von der anfänglichen unterscheidet. Sie ist aufmerksamer, lockerer geworden. Der junge Offizier schaut wieder zu ihr her, mustert sie ununterbrochen, und seine Augen bleiben nicht auf ihrem Gesicht. Von seinem läßt sich noch alles ablesen, auch die Begehrlichkeit. Die ist immerhin ein Gefühl und Hannelore lieber als die uniforme Gleichgültigkeit, die vor Minuten noch wie ein Tuch zwischen Bühne und Saal gehangen hat.

Den Refrain singt Hannelore mit, unterstützt Benny, dessen Stimme höher liegt als ihre. Zwischen ihnen schwingt eine dissonante Spannung. Am Ende jeder Zeile finden sie zueinander.

Hannelore mag das Lied. Einmal hat sie über ihre Linde gesprochen, wenige Sätze nur, und schon am anderen Tage hatte Denny den Text gehabt. Ein wenig haben sie herumgebessert und dann alle gemeinsam das Arrangement entwikkelt. Entweder hat auch Benny seine Linde, oder Hannelores Worte haben ihn derart beeindruckt, daß der Text etwas von der honigduftenden Lebenskraft ihres Baumes besitzt und von seiner summenden Sommerlichkeit. Sie wiederholen den Refrain:

„Der Baum soll wachsen und die Liebe auch,
und wachsen soll das Kind in deinem Bauch,
es regt sich schon und zeigt: Ich bin am Leben!
Und was für eines wollen wir ihm geben?“

Im Saal wächst die Aufmerksamkeit und die Bewegung. Es ist eine Bewegung aufeinander zu. Es scheint, als begännen die Soldaten sich an etwas zu erinnern. Hannelore atmet auf und lächelt. Der Offizier nimmt es als Auszeichnung und lächelt zurück, nickt Hannelore zu. Er klatscht als erster Beifall, reißt andere mit. Die steingraue Menge beginnt sich zu unterscheiden, in Regungen und Gesichter aufzulösen. Mit dem Lindenlied sind sich Soldaten und Gruppe ein paar Schritte näher gekommen. Ob sie sich irgendwann ganz erreichen, sich treffen und einander aufschließen an diesem Abend, weiß Hannelore nicht.

* * *

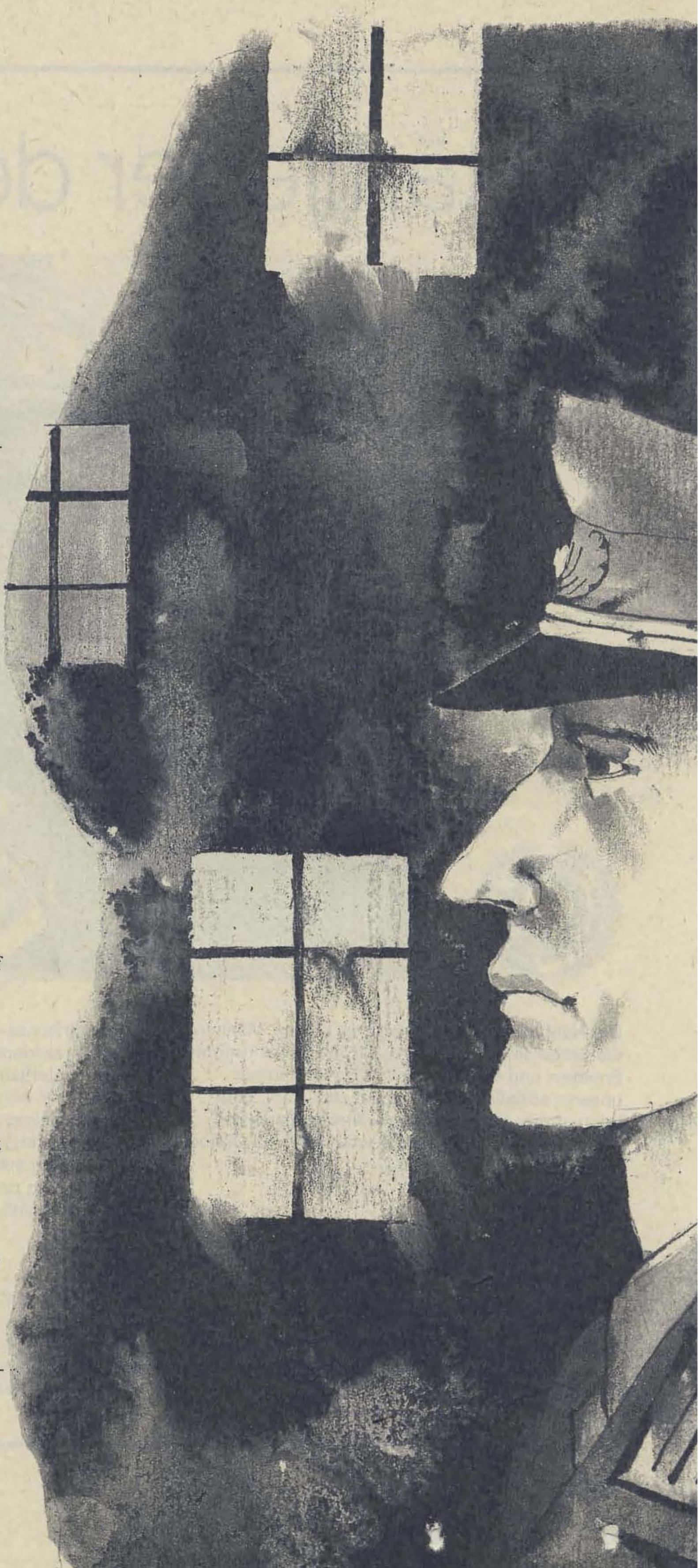
Die Dämmerung ist gekommen. Wie ausgestorben liegt die Kaserne. Nur hinter wenigen Fenstern sieht Martin Licht. Die Häuserwände werfen das Geräusch seiner Schritte zurück. Ein kraftloses, flaches Echo, das Martins Eindruck, ihn umgebe Leere, verstärkt. Das kennt er. Irgendwann hat er es schon einmal erlebt. Auch in der Dämmerung. Er erinnert sich an eine leere Straße, an Häuser ohne Türen und Fenster. Die meisten hatten keine Ziegel mehr auf dem Dach. Leblose Häuser, die den Laut der Schritte schluckten. Er lief schneller, immer schneller, rannte schließlich, weil er sich bedroht und verfolgt fühlte. Woher kennt er das? Ist es eine Filmerinnerung, eine Traumstraße, oder hat sie wirklich existiert? Im verlassenen Dorf, in dem er mit Soldaten den Häuserkampf übte? Wo er Handgranaten in Fensterhöhlen warf und die Scheunenwände mit Feuer schwärzte? Dort kann es die Straße nicht gegeben haben. Dort ist er nie allein gewesen. Die Erinnerung hat mit einem anderen Erlebnis zu tun, das länger zurückliegt. Es fällt ihm nicht ein. Er denkt nicht weiter darüber nach, weil von irgendwoher dumpfer Lärm kommt, der ihn an Übungs- und Schießplätze erinnert. Wenn viele Geschütze laufendes Feuer schießen, rumoren in der Ferne Abschüsse und Einschläge mit ähnlicher Wucht. Martin sieht Batteriestellungen, Geschütze unter Tarnnetzen. Er sieht die Rohre nach den Abschüssen zurücklaufen und wieder nach vorn schnellen. Er riecht und schmeckt Staub und Pulver, spürt den Luftdruck der Explosion. Die Kanoniere arbeiten pausenlos, schleppen Granaten, laden, setzen die Hülsen an, drücken ihr Körpergewicht gegen die Holme. Jede Bewegung ist Hunderte Male geübt, sonst gibt es keinen Erfolg. Aber der Rhythmus stimmt nicht. Die tiefsten Töne, die lauter geworden sind, haben für die Artillerie ein zu schnelles und regelmäßiges Tempo. Sie kommen nicht vom Übungsplatz. Martin biegt um das letzte Unterkunftsgebäude. Hinter einer Hecke und einem hohen Maschendrahtzaun steht das Klubhaus. Das Ge-

bäude ist zu einem riesigen Resonanzboden geworden und scheint zu vibrieren.

Rhythmisches Wummern droht es von innen her auseinanderzutreiben. Martin beginnt zu rennen. Die Pistolentasche schlägt schmerzhaft gegen den Hüftknochen. Er zieht sie am Koppel nach vorn und hält sie fest. Je näher er dem Gebäude kommt, um so lauter wird der Lärm. Schon nach nicht einmal hundert Metern schlägt sein Herz heftig, und das Blut dröhnt durch seinen Körper, als hätte es den Rockrhythmus übernommen. Martin hat noch keine Kondition. Als er die Außentür des Klubhauses aufreißt, fällt infernalischer Lärm über ihn her. Gitarren treiben klirrende Tonkaskaden durch den Saal. Der Boden bebt vom Stampfen Hunderter Füße.

Martin erreicht die Tür und reißt sie auf. Der Krach trifft ihn wie eine Woge. Er starrt in den Saal, sieht zuckende Leiber, ruckende Köpfe. Am Bühnenrand bewegt die Sängerin ihren Schlangenleib. Das Gesicht glänzt und glitzert im Licht vor Schweiß. In wenigen Sekunden nimmt Martin das alles wahr. Auch die zur begeisterten Masse gewordenen Soldaten. Ihm bricht Schweiß aus. Sein Herz hämmert wild und unregelmäßig gegen die Rippen. Er fühlt Angst wie in manchen Träumen, wenn ihn etwas bedroht, wenn etwas Schweres über ihn kommt, sich auf ihn zuwälzt, unaufhaltsam, und er nicht fähig ist auszuweichen. Martin muß sich wehren gegen diese zerstörende Gewalt. Seine rechte Hand liegt immer noch auf der Pistolentasche, er öffnet sie und greift nach der Waffe. Dann hastet er aus dem Saal. Der Lärm verfolgt ihn, treibt ihn an. Die Kabine des Klubdienstes ist unverschlossen und leer. Martin wählt eine Nummer. Ein Leutnant meldet sich, dem der Major befiehlt, die Wache sofort zum Klub zu schicken. Der Leutnant verbittet sich den Scherz und legt den Hörer auf. Martin ruft ihn noch einmal an und schildert dem Wachhabenden die Situation. „Hier ist Major Martin", sagt er, „vom Divisionsstab. Im Klub ist der Teufel los ..."

Illustrationen: Karl Fischer



Militärflieger der NVA



Die Nationale Volksarmee bietet jungen Männern, die bereit sind, Besonderes für die Bewahrung des Friedens und für den Schutz des Luftraumes unserer sozialistischen Heimat zu leisten, eine interessante Entwicklung als Berufsoffizier und Militärflieger mit dem Hochschulabschluß Diplomingenieur für Verkehrswesen.

Voraussetzungen:
- Hochschulreife
- ausgezeichneter Gesundheitszustand
- vormilitärische Laufbahnausbildung Militärflieger in der GST
- Führerschein Fahrzeugklasse C

Förderung und Perspektive:
- Delegierung zur Hochschulreifeausbildung und zur vormilitärischen Laufbahnausbildung Militärflieger
- Militärisches Hochschulstudium
- militärakademische Weiterbildung
- kontinuierliche Beförderung
- Einsatz in höhere Dienststellungen
- stetig steigender Verdienst
- Erschwerniszuschläge
- Wohnung am Dienstort
- Förderung und Unterstützung nach Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst

Schüler der 8. Klassen, entscheidet euch für diesen militärischen Beruf!
Fragt euren Klassenleiter, informiert euch im Berufsberatungszentrum!
Schriftliche Bewerbung bis 30. 6. in der 8. Klasse.

Fortsetzung von Seite 35

in der Woche als sonst. Vor allem täglich, was den Kompaniechefs Gelegenheit gibt, auf die Themen des darauffolgenden Tages einzugehen. Ein Tag lasse sich besser übersehen als eine Woche. Operativer gehe es nicht mehr.

Das Parteikollektiv stimmt zu. Mehr Zeit für die Vorbereitung der Ausbilder, ohne sie zusätzlich zu belasten. Effektivere Wartung der Technik ohne Mehrarbeit. Diese Gleichungen werden für das Bataillon aufgehen.

In der Badewanne lernt keiner schwimmen

Aber sie haben jahrelang so getan, als wäre es möglich. Immer wenn die turnusmäßige Wasserfahrausbildung bevorstand, zog das Bataillon mit seinen Schützenpanzern zu einer Kiesgrube und ging dort mit ihnen ins Wasser. Für den vielseitigen SPz eben nur in die „Badewanne". Obwohl schwimmtauglich, ist er auf dem Lande flinker als zu Wasser, und hat er eine Grube im Wege, ist sie schneller von ihm umfahren.

„Es gab wahrlich keinen triftigen Grund", sagt Major Mallmanm, „für die ‚Gewöhnung', wie wir es immer nannten; denn die Strömung eines Flusses fehlt der Kiesgrube. Eigentlich gab es uns bloß die Beruhigung, die Fahrzeuge sind dicht. Viel einfacher und billiger kann man die Dichtheit des SPz, auch mit völliger Sicherheit, an Land prüfen. Wir haben es nur nicht gemacht. Dazu schließt man die Luken. Setzt das Manometer am Turm zur Dichtheitsprobe an. Der Fahrer nimmt den Filterlüfter in Betrieb. Dieser erzeugt einen Überdruck von mindestens 30 mm Wassersäule im Fahrzeug. Wenn man dann sorgfältig um den SPz herumgeht, darauf horcht, wo etwa Luft pfeift, hat man eine undichte Stelle entdeckt. Damit sparen wir jetzt einen ganzen Ausbildungstag und über 100 l Treibstoff ein."

Trockenschwimmen also?

„Ja", gibt Major Mallmann zu, „doch mit größter Sorgfalt. Der Fahrer lernt während seiner technischen Ausbildung alle für die Wasserfahrt nötigen Bedienelemente beherrschen. Auch was er tun muß, wenn Wasser einbricht. Um die jungen Genossen, die noch nie auf dem Wasser gefahren sind, kümmern sich die älteren Fahrer. Sie geben Tips und schildern ihre Erlebnisse. Zuversicht verbreitet immer wieder, daß im März 1986, noch bei hohem Wasserstand, unser Bataillon in Kolonne die Elbe forcierte. Ohne Ausfälle. Auch da waren wir nicht in unserer Kiesgrube. Es geht also. Man muß nur Vertrauen zur Technik haben!"

Ob dieses Vertrauen nicht auch heißen kann: Man muß die Technik im Griff haben?

Im Bataillon Voit sind nämlich, ohne die FDJ-Organisation zu gängeln, für die inhaltliche Qualität in den militärtechnischen Zirkeln die Kompaniechefs und deren TB's, der Stellvertreter des Kommandeurs für Technik und Bewaffnung sowie der Stellvertreter des Stabschefs gegenüber der Parteiorganisation verantwortlich. Die Fachleute der Einheit haben also Parteiauftrag, und so werden seit 1986 alle eingegangenen Verpflichtungen für eine Klassifizierung auch erfüllt. 1985 waren es kaum 50 Prozent.

Ein Zauberwort?

Worüber Hauptmann Voit eingangs sinnierte, heißt schlicht: Intensivierung der Gefechtsausbildung. Seit sich die Genossen im Bataillon mit dieser Forderung des XI. Parteitages der SED und der XIV. Parteidelegiertenkonferenz in den Streitkräften beschäftigen, haben sie erfahren, daß allein mit Worten keine „Wunder" geschehen. Man muß selbst etwas tun. Sie haben es.

Den hier schon genannten „Einfällen" ließen sich noch ein gutes Dutzend weitere hinzufügen. Sie reichen vom Einsatz von Hilfsausbildern bis hin zur koordinierten Taktik-, Schieß- und Schutzausbildung. Und wenn eingangs auch von Erwartungen die Rede war, es gab sie. Auch Bedenken dahingehend: Wenn es keine moderne Technik gibt, wird wohl nicht viel daraus werden! Aber, was sollte denn bei den mot. Schützen moderner werden? Computer mit mehreren bit? Doch nicht in der Gefechtsordnung der mot. Schützenkompanie oder des Bataillons. Und wenn? Die Erfahrungen mit der MPi AK 74 zeigen schließlich: Selbstlauf ist nicht.

Natürlich verfügen die mot. Schützentruppenteile, auch die „Uhrigs", über eine moderne Ausbildungsbasis. Der Schützenpanzer ist in seiner Qualität unübertroffen. Trainer und Simulatoren, manche kaum ein Jahr alt, sind gespickt mit Elektronik. Letzte Neuerwerbung ist ein Laser-Schießtrainer. Ohne daß ein Schuß bricht, schießt der Schütze mit ihm „tatsächlich".

„Man muß nur alles überlegter nutzen, es nahezu ausbeuten", sagt Hauptmann Voit im Juli 1987 vor den Parteiaktivisten des Truppenteils. „Durch bessere Dienstvorbereitung, klügere Zeiteinteilung und zuverlässigere Sicherstellung der materiellen Ausbildungsmittel haben wir viel erreicht ..." Beifall findet seine Mitteilung: „Sogar zweimal in der Woche können unsere Berufsoldaten in die Stadt einkaufen gehen. Sie haben jetzt mehr Zeit ..."

Seine Anregung, das Bedienungspersonal an den Trainern und Simulatoren möge einen Schichtdienst einrichten, damit diese effektiven Geräte rund um die Uhr genutzt werden können, will man im Truppenteil prüfen.

Es sollte sich einrichten lassen. Denn das Gefecht kommt in der Nacht auch nicht zum Stehen. Den Soldaten auf alles vorbereiten, darum geht es.

Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

RKE – 75

Kultur im Koffer

Wer hat ihn nicht schon gesehen, den grünen Armee-Robur mit seinen vier Lautsprechern auf dem Dach des Kofferaufbaus? Bei Treffen der Bevölkerung mit Soldaten unserer Nationalen Volksarmee am 1. März oder bei Vereidigungen, bei Kundgebungen, Sport- und Pressefesten, manchmal auch im Kinderferienlager ist er anzutreffen. Vor allem aber für die politische und Kulturarbeit unter feldmäßigen Bedingungen ist die Rundfunk-Kino-Einrichtung, kurz RKE genannt, vorgesehen. Sie ist auf dem geländegängigen Robur LO 2002 A in einem sogenannten Einheitskoffer Typ I untergebracht und in jedem NVA-Truppenteil zu finden. So sind auch im Feldlager des Georgi-Dimitroff-Regiments die Töne aus den RKE-Lautsprechern mit ihren insgesamt 200 Watt Verstärkerleistung nicht zu überhören.

Verantwortlich für das allgemein absolut nicht als ruhestörend empfundene Geräusch zeichnet Unteroffizier Frank Schleßiger. Er hat sich nach seiner Einberufung in einem fünfmonatigen Lehrgang an der Militärtechnischen Schule „Erich Habersaath" zum Mechaniker für Wiedergabetechnik qualifiziert. Eine Richtung, die dem 20jährigen Zeitzer sehr gut ins Konzept paßte. Will er doch ab 1988 in Ilmenau Elektronik studieren. „So kann ich mir während der Armeezeit noch einige praktische Erfahrungen aneignen", sieht der Abiturient die auch für ihn vorteilhafte Verbindung persönlicher mit gesellschaftlichen Interessen bei seinem Wehrdienst auf Zeit.

Schon zur Musterung habe man ihm verschiedenes angeboten, was auch für sein späteres Studium nützlich sein könnte. „Aber als mir die Genossen vom Wehrkreiskommando bei der Einberufungsüberprüfung vorschlugen, künftig auf einer RKE zu arbeiten, war ich gleich einverstanden. Für Wiedergabetechnik interessierte ich mich nämlich schon im Elektronikzirkel an der Oberschule. Und auch Fotografieren war früher mein Hobby."

Also lernte Frank an der MTS erst einmal eine ganze Menge Theorie kennen. Er kämpfte sich durch Fächer wie Geräteanlagentechnik, Fotoausbildung, Kinotechnik, Dienstvorschriften, bewältigte auch die allgemeinmilitärische Ausbildung. „Die Grundlagen hatte ich nach den fünf Monaten also intus, aber die eigentliche Praxis, die mußte ich mir erst hier bei der Truppe aneignen. Denn vieles von dem, was mir an der Schule ganz einfach schien, war hier dann nicht mehr so klar, einfach und geregelt."

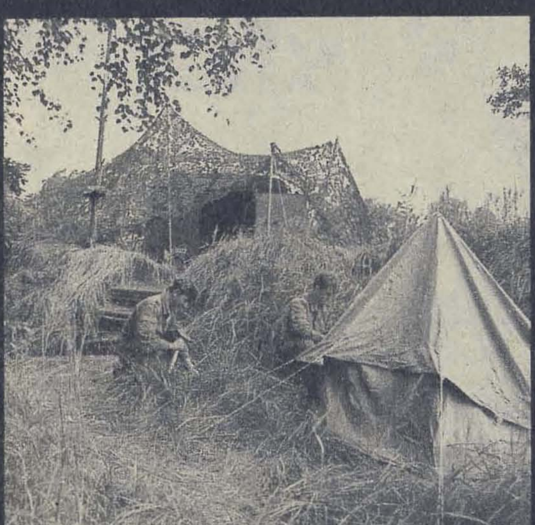
Gleich im ersten Monat seines Dienstes im Regiment saß der neuernannte Unteroffizier denn auch schon wieder auf der Schulbank. Und hinterm Robur-Lenkrad. Erlangte so die Typenberechtigung für den LO als Militärkraftfahrer. „Natürlich machte mir das



Fahren auch Spaß. Aber als Unteroffizier Büchner, der mir während der ersten Zeit allerlei Kniffe beibrachte, nach Hause ging, saß ich einige Zeit allein auf der RKE. Hatte nun auf zwei Hochzeiten zu tanzen, wie man so schön sagt. Wenn ich Urlaub oder Ausgang beantragte, mußte ich das immer unter zwei Gesichtspunkten tun; einmal als Militärkraftfahrer in meiner, der Sicherstellungskompanie wegen der Stärke und einmal als Mechaniker für Wiedergabetechnik in der Arbeitsgruppe für politische Arbeit des Regiments. Denn das Fahrzeug selbst und ich gehören eigentlich zur Kompanie, aber über die RKE verfügt die Arbeitsgruppe, die sie für die Politausbildung einsetzt."
Dennoch, seinen geplanten Urlaub erhielt er regelmäßig, Ausgang eigentlich auch, allerdings sonntags kaum. Denn da sei noch die Arbeit im Regimentsklub. Seine Bedienungsberechtigung für die 16-mm-Filmwiedergabeausrüstung der RKE habe er bereits von der MTS mitgebracht. Aber im Klub stehe eine 35-mm-Ausrüstung, und für den Lehrgang zur Erlangung des Befähigungsnachweises dafür brauche man 50 Praxisstunden. „Kino ist aber nur zweimal in der Woche,



1,60 Meter in der Höhe mißt der Kofferinnenraum – da muß Frank Schleßiger mit seinen 1,75 m den Kopf ganz schön einziehen.



Das Bergzelt für zwei Personen, Luftmatratzen und eine komplette Zeltausrüstung gehören auch zur RKE.

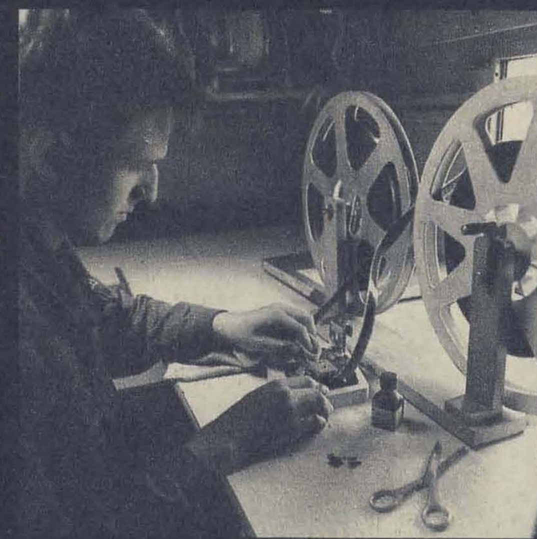


Für Fotolaborarbeiten kann der hintere Teil des Kofferinnenraumes mit einem lichtundurchlässigen Vorhang abgeteilt werden.

Mischpult und Verstärker EG-200-s



Vor jeder Filmvorführung muß Unteroffizier Schleßiger kontrollieren, ob alle Klebestellen in Ordnung sind



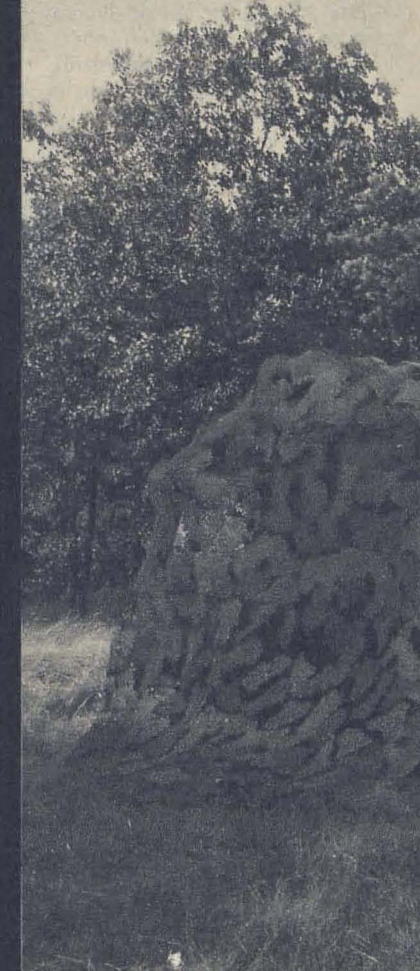
Kabeltrommeln, Arbeitsplatte und Aufbewahrungsfächer nehmen die Stirnwand des Kofferaufbaus ein



einmal davon sonntags. Und damit fällt Sonntagsausgang für mich so gut wie immer flach. Zwar gibt es im Klub noch einen Zivilbeschäftigten, auch Wiedergabetechniker. Aber bloß weil ich ausgehen möchte, den am Sonntag reinholen, das muß ja nicht sein. Volker Peuker springt schließlich immer ein, wenn ich in Urlaub fahren möchte."

Der Regimentsklub liegt jetzt kilometerweit entfernt. Hier im Feldlager hat Unteroffizier Schleßiger nur seine RKE. Aber was heißt nur?

Zu den vielfältigen technischen Möglichkeiten, die der Koffer bietet, gehört beispielsweise die Übertragung von Rundfunksendungen, die direkt übernommen oder als Aufzeichnung gesendet werden können. Ebenso ist es möglich, eigene Sendungen zu gestalten, wozu Schallplatten-, Kassetten- oder Spulentonbandaufnahmen verwendet werden. Eine Filmvorführanlage mit einer leicht montierbaren Leinwand ermöglicht die Freilichtaufführung



von Spiel- und Ausbildungsfilmen. Mit wenigen Handgriffen können links und rechts in den Türen der Fahrerkabine Fernsehgeräte installiert werden. Die RKE bringt ferner ein kleines, aber komplett eingerichtetes Schwarzweiß-Fotolabor. Außerdem stehen eine Spiegelreflexkamera, eine Schreibmaschine und eine Abzugsapparatur für das Herstellen von Flugblättern zur Verfügung. Werkzeug- und Ersatzteilsätze, Empfangsantennen, Mikrofone, Tonsäulen und Abspannseile vervollständigen die Ausstattung.

Ist das Ganze nicht etwas viel für nur einen Mann? Zumal Frank Schleßiger auch gleichzeitig als Fahrer die RKE bewegt. „Stimmt, normalerweise und seit einiger Zeit sind wir ja auch wieder zu zweit hier drauf. Der Obermechaniker ein Berufsunteroffizier hat jedoch gerade Jahresurlaub." Dennoch steht Genosse Schleßiger mit seinen Aufgaben nicht allein, denn „Toni greift mir ganz schön unter die Arme".

Unterfeldwebel Roedler, Toni, ist Pioniergruppenführer und gehörte mit seiner DOK-M, einer Universalpioniermaschine, wie Frank zum Vorkommando für das Feldlager. Jedoch ist sein Fahrzeug defekt und muß instandgesetzt werden. Willkommener Anlaß für den Unterfeldwebel, von seiner schweren auf leichtere Technik, wenigstens zeitweilig, zu wechseln.

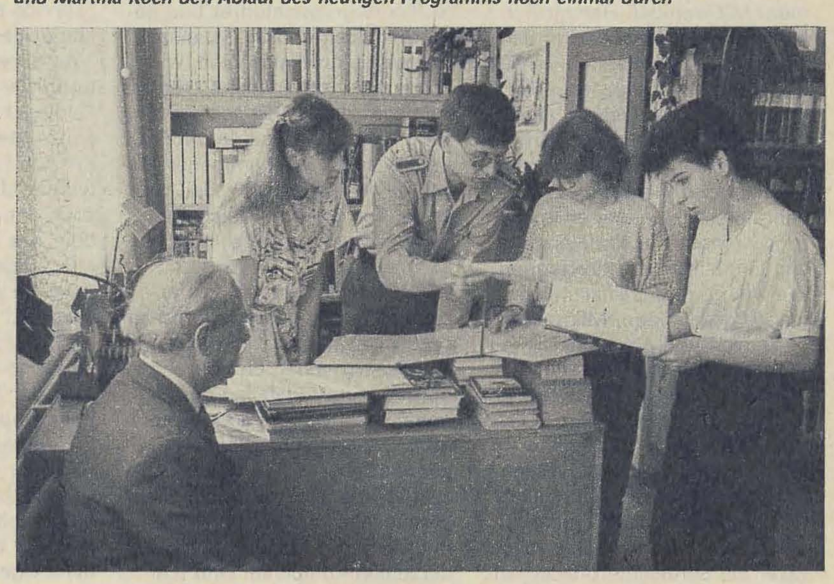
Toni Roedler erzählt, wie er kurzfristig zum zweiten Mann auf der RKE avancierte: „Frank kam zu uns, sich einen Erdbohrer zu borgen, zum Aufstellen der Fahnenmasten. Dabei fragte er noch, ob ihm nicht jemand helfen könne, beim Tarnen seines Fahrzeugs. Er schaffe das nicht allein. War für mich gar keine Frage mitzugehen. Sind wird doch in derselben Kompanie. Und ich hab schon öfter hier ein bißchen mitgemischt. Zum Beispiel wenn die Neuen kommen, helfe ich ihm immer beim Entwickeln und Abziehen der Paßbilder." Auch verbrächten sie einen Großteil ihrer Freizeit zusammen, beim Skat, Tischtennis oder Ausdauerlauf. Und wenn er Frank in seiner „Service-Hütte" helfen könne, täte er das gern.

An Serviceleistungen bietet Unteroffizier Schleßiger hier im Feldlager mit seiner RKE eine ganze Menge. Das geht morgens mit den Frühnachrichten los. So werden die Genossen gleich nach dem Wecken brandaktuell über das Weltgeschehen informiert. Rock- und Popmusik während der Mittagspause gehört dazu und natürlich Kino abends nach der Ausbildung. Dank des Einsatzes von RKE-Mikrofonen muß der Regimentskommandeur beim Appell seine Stimmbänder nicht überbeanspruchen. Sogar Fotos für die Chronik des Truppenteils können an Ort und Stelle entwickelt und vergrößert werden. Für all das sorgt Frank Schleßiger, der sich kulturelle Betreuung im Feldlager ohne RKE gar nicht mehr vorstellen kann.

Text: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Bernd Meyer



Gemeinsam sprechen Otto Guttau, Ina Göpel, Unteroffizier Volker Kirchner, Silvie Luthardt und Martina Koch den Ablauf des heutigen Programms noch einmal durch

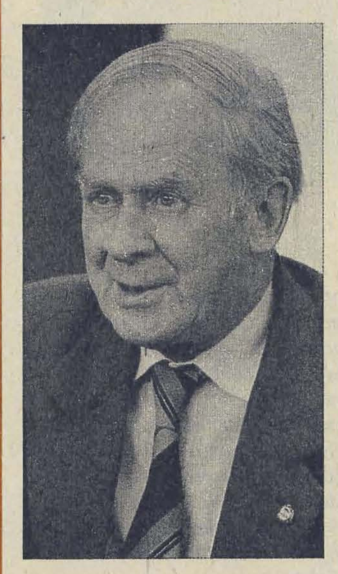


Unteroffizier Volker Kirchner liest „Behütet die Kinder, die kleinen"





Kleine Truppe

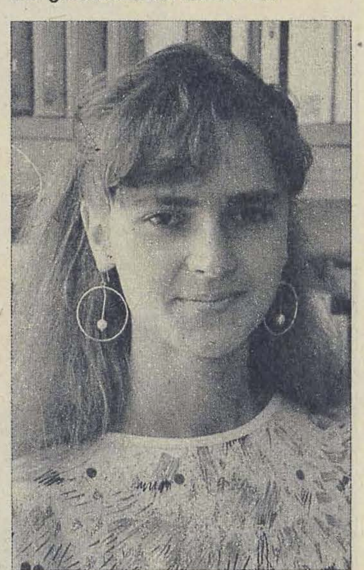


Otto Guttau

mit viel Herz

AR besuchte das Literaturaktiv im Grenzregiment „Herbert Warnke"

Lampenfieber? Das gibt es bei Ina nicht mehr.



Da hat einer nachgedacht. Ein Mann, der seine Erfahrungen gemacht hat in Lebensbereichen, die auf den ersten Blick wenig, tatsächlich aber sehr viel miteinander zu tun haben. Der Mann heißt Otto Guttau, ein Genosse mit weiß gewordenem Haar. Lange Jahre diente er als Politoffizier der Grenztruppen. Er war Grenzer mit Leib und Seele. Er ist es noch, auch wenn seine Majorsschulterstücken abgeknöpft im Schub liegen; in Reserve.

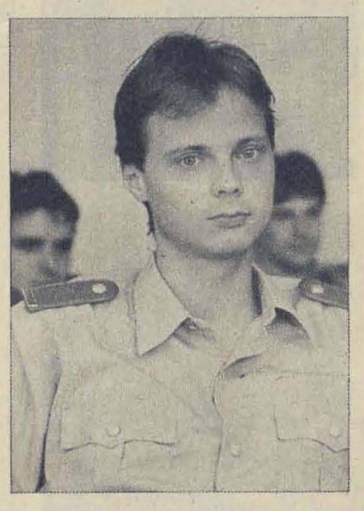
Das Wichtigste sind ihm die Menschen. Das war so draußen in den Grenzeinheiten, wo er Generationen von Soldaten geholfen hat, ihren Dienst als das zu verstehen und zu versehen, was er ist – als Dienst am Frieden. Und es ist heute noch genauso, da Genosse Guttau an anderem Platz für die Soldaten da sein will. Dieser Platz heißt offiziell Leiter der Truppenbibliothek. Die inoffizielle Version: Herrscher über ein „Reich", bestehend aus zwölftausend Bänden. Viele, viele davon hat Genosse Guttau gelesen. Er hat also seine Erfahrungen gemacht mit dem Soldatsein, mit dem militärischen Auftrag, und er hat sie gemacht im Umgang mit Gedrucktem, mit Romanen, Erzählungen, Gedichten, Lebenserinnerungen. Das weiß er sicher: Soldatsein und Literatur gehören



Silvie Luthardt trägt ein Liebesgedicht vor

ständig wandelnden Truppe gerühmt.

Otto Guttaus Leitgedanke ist: Zu jungen Menschen sollten junge Menschen sprechen. Wie richtig das ist, erlebt die Kulturgruppe bei ihren mehr als fünfzig Einsätzen im Jahr wieder und wieder. Und auch diesmal war es so. An diesem späten Juni-Nachmittag waren an die dreißig Genossen in den gepflegten, blitzsauberen Kulturraum gekommen. Posten-



Die Genossen hören zu, aufmerksam ...

zusammen, müssen immer wieder zusammengebracht werden.

Otto Guttau wollte sich nicht damit begnügen, daß die lesefreudigen unter den Genossen in seine Bibliothek kommen, auswählen, wieder gehen und lesen, jeder für sich. Er, und wie sich erweisen sollte, nicht nur er, wünschte sich, daß die Grenzer ab und an auch mal gemeinsam Literarisches verkosten sollten und daß man vor allem auch jene neugierig machen sollte, für die Belletristik und Lyrik allenfalls Fremdwörter, aber noch längst kein Bedürfnis sind. Eine einfache Form müßte man finden, ohne viel Aufwand, ohne zusätzliches Geld, Dauer vielleicht eine halbe Stunde, im kleinen Kreis, locker, möglicherweise ein Gläschen Rotwein dazu ...

Also hat Otto Guttau nachgedacht. Geholfen hat ihm dabei Renate Eberhardt, die ebenso sympathische wie tatkräftige Leiterin Kulturelle Einrichtungen des Truppenteils. Beiden kam eine schöne Idee: Grenzsoldaten aus den eigenen Reihen und FDJler aus der Patenschule sollten gemeinsam die Akteure sein. Geboren war das Literaturaktiv. Das war 1980. Otto Guttau mußte nur noch Verbündete finden, junge Leute, die Lust hatten, vor den Grenzsoldaten kleine Programme darzubieten. Er fand sie in den Soldatenstuben des Truppenteils und in den Klassenzimmern der Patenschule „Werner Seelenbinder". Uns interessierte, wer diese jungen Leute sind und wie sie das machen.

Drei bildhübsche Mädchen, zwei Unteroffiziere und eine junge Genossin mit Dienstgrad Feldwebel, so setzt sich derzeitig die Truppe zusammen. Martina Koch und Ina Göpel sind Schülerinnen der 10. Klasse; Silvie Luthardt, seit Jahren schon dabei, geht in die zwölfte und wird Pädagogik studieren; Unteroffizier Volker Kirchner, Zerspanungsfacharbeiter von Beruf, dient hier als Obermechaniker für Wiedergabetechnik. Leider, leider lernten wir Feldwebel Kathrin Leibknecht nicht kennen. Sie war im Urlaub, Unteroffizier Rainer Bönisch gleichfalls. Pech für uns, wurden doch die beiden Genossen gewissermaßen als die tragenden Säulen der kleinen, sich

führer, Posten, Nachrichtensoldaten, Pioniere – wer Zeit und Lust und keine Ausgangskarte hatte, war hier; „mal horchen, was hier losgeht", wie einer sagte. Los ging es mit einem Lied, das jeder kennt: „Der blaue Planet". Danach stand Silvie auf. Schlicht trug sie das Gedicht „Bitte einer Soldatenfrau" vor, so eindringlich, als sei dies ihre ganz eigene Bitte. Dann wieder Lieder vom Tonband, wie wir sie von „Rock für den Frieden" und vom „Festival des Politischen Liedes" kennen, abgelöst von Gedichten, älteren, jüngeren, zu finden in den Gedichtbänden jeder Bibliothek. Ausgewählt waren Gedichte, die die Liebe besingen und den sehnsüchtig erwarteten Kuß der Liebsten; die die Schönheit der Natur preisen; die vom Bedrohtsein der Welt sprechen, von der Zer-

brechlichkeit des kleinen, so riesengroßen Glücks, das im Spiel des Kindes, in seiner Milch am Morgen liegt; Gedichte, die von unserem Willen und von unserer Kraft künden, zu schützen und zu behüten, was unser ist. So liest Unteroffizier Kirchner die Verse „Behütet die Kinder, die kleinen", und Martina spricht die Strophen „Wenn man mich fragt, warum mein Land ich schütze". Stille danach im Raum. Aufmerksam haben die Soldaten zugehört, jeder. Man sieht es an ihren Gesichtern – das sind auch ihre Fragen, ihre Gedanken, ihre Sehnsüchte, ihre Ziele.

Schnell ist diese runde halbe



... schmunzelnd,

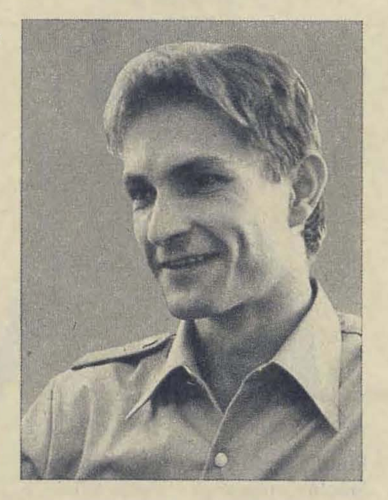
Stunde vergangen. Ein paar freundliche Abschiedsworte noch von Otto Guttau und das Angebot: „Wer will, kann gern bleiben, vielleicht können wir noch ein bißchen miteinander reden." Sechs, sieben Genossen bleiben, überwinden die anfängliche Verlegenheit, wollen schon sagen, wie ihnen das gefallen hat. Die Soldaten Andreas Bandler und Andreas Schindler fanden gut, daß mit so einfachen Mitteln – Musik vom Band und Lyrik aus Büchern – ein Programm entstanden ist, das ihnen etwas gegeben hat. Soldat Ralf Reeg: „Das war keine vertane Zeit, mich hat das angesprochen, ich erzähl das meinen Kumpels auf der Stube." Unteroffiziersschüler Thomas Hoffmann hatte Wünsche: „Es könnte ruhig auch etwas Heiteres dabei sein, nicht alles so ernst und getragen, und es müßten Texte ausgewählt werden, die von uns Soldaten handeln." Stimmt. Einen interessanten Gedanken hatte Thomas noch: „Das wäre eigentlich nicht schlecht, wenn etwas in der Art in unsere Polit-Schulung einbezogen würde. Gedichte, Friedenssongs, Volkslieder, kurze Auszüge aus Kriegsmemoiren oder Büchern mit Gegenwartsthemen, das paßt doch dazu, das wäre doch eine gute Ergänzung. Wir sind ja nicht nur über den Verstand ansprechbar, sondern mindestens genauso übers Gefühl." Was der junge Genosse sagte, fand allgemeine Zustimmung; vielleicht auch andernorts?

Den Schülerinnen ein Kompliment zu machen, zu der Größe konnten sich die jungen Männer



... nachdenklich

nicht aufschwingen. Dabei haben es die Mädchen wahrlich verdient. Das hier tun sie in ihrer auch nicht grad üppigen Freizeit, natürlich unentgeltlich. Sie lernen die Texte, stellen gemeinsam mit Otto, wie sie ihren „Chef" nennen dürfen, die Programme zusammen zu den verschiedensten Anlässen (auch heitere, wie sie versichern!), sie fahren mit raus in entlegene Grenzeinheiten, bei jedem Wetter, um auch den Genossen dort eine besinnlich-ernste oder heiter-entspannende Kulturstunde zu bereiten. Sie tun das, weil die Grenztruppen und die Grenzsoldaten zum Leben in ihrer Heimatstadt gehören; weil sie als Schülerinnen der Patenschule etwas Eigenes geben wollen, damit aus Patenschaft Partnerschaft wird; weil sie als FDJlerinnen mithelfen wollen, daß die Grenzer Ermutigung, Nachdenklichkeit, Freude, ein Lächeln mitnehmen in ihren Soldatenalltag; und sie tun es, weil es ihnen ganz einfach Spaß macht. Ge-



... freundlich und aufgeschlossen.

nauso wie ihren „Bühnenkollegen" in Uniform.

Wie schön, daß hoch gewürdigt wurde, was die Genossen und Jugendfreunde so bescheiden und ohne viel Aufhebens gemeinsam leisten: das Literaturaktiv wurde mit der Artur-Becker-Medaille der FDJ in Bronze ausgezeichnet.

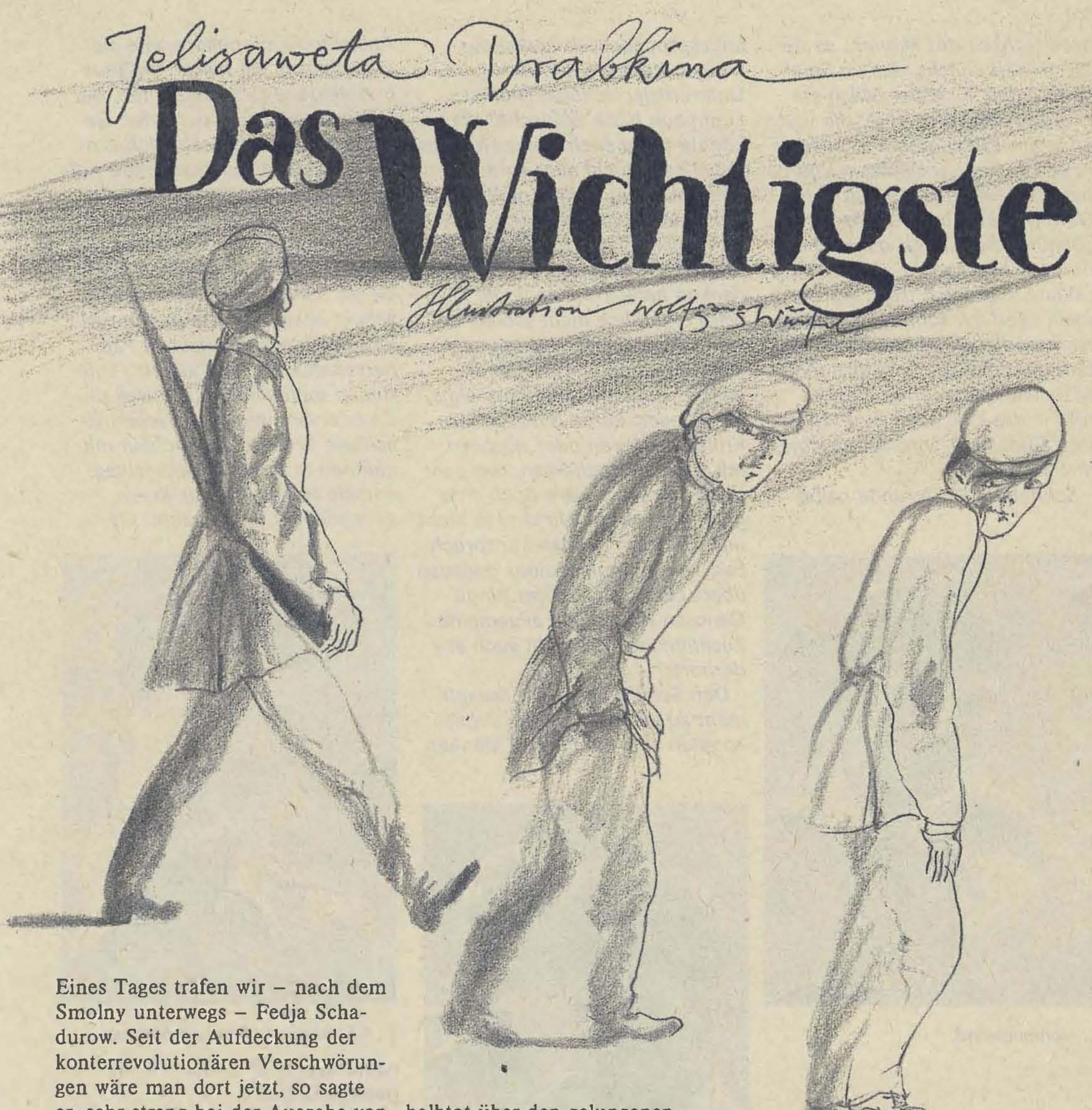
Solch liebevoller und einfallsreicher Pflege der kleinen Form, wie man sie hier betreibt, ist Verbreitung zu wünschen. Viel braucht man ja nicht dazu – Bücher, ein Tonband, Ideen. Vor allem aber: ein Herz für die Soldaten.

Text: Karin Matthées
Bild: Wolfgang Fröbus

Jelisaweta Drabkina

Das Wichtigste

Illustration Wolfgang Würfel



Eines Tages trafen wir – nach dem Smolny unterwegs – Fedja Schadurow. Seit der Aufdeckung der konterrevolutionären Verschwörungen wäre man dort jetzt, so sagte er, sehr streng bei der Ausgabe von Passierscheinen geworden. So ein Ärger, wir mußten unbedingt hin. Aber Monja Schawer fand wie immer einen Ausweg, wo er doch das Gewehr bei sich hatte: Er ließ mich und Lonja Petrowski vorausgehen, sagte selber, als er am Wachposten vorbeiging: „Bringe Verhaftete", und dieser ließ uns passieren.

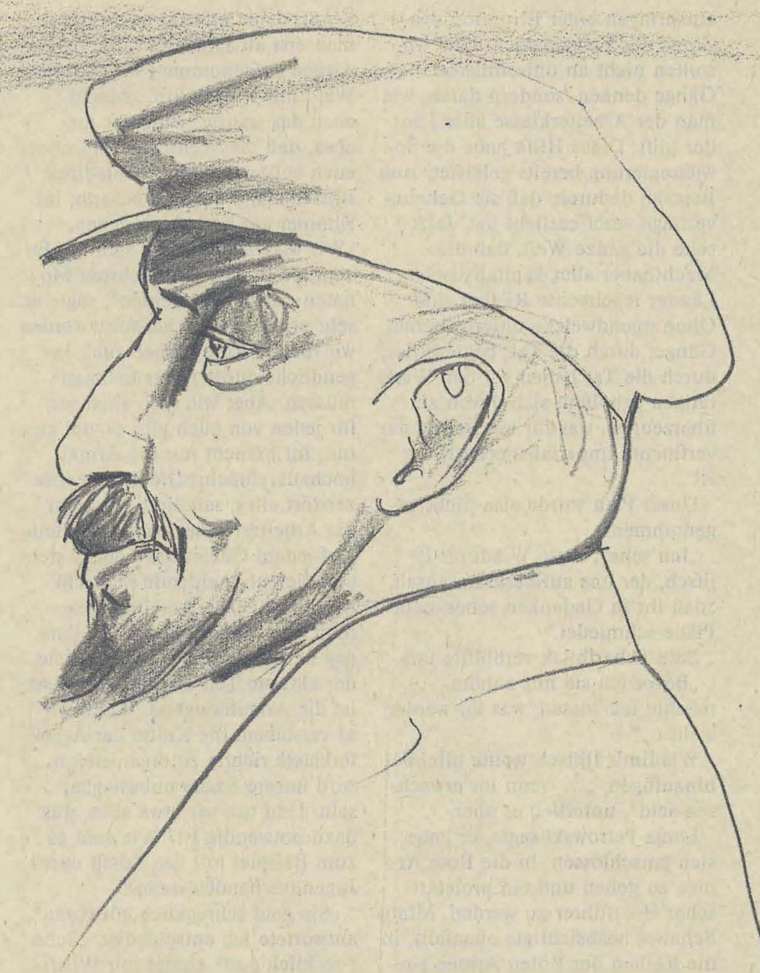
Wir machten den Rücken krumm und schlurften schweren Schrittes dahin, wie es sich für Verhaftete gehört. Aber kaum waren wir um die Ecke und dem Wachposten außer Sicht, da rannten wir auch schon los, lachten uns halbtot über den gelungenen Streich und wären beinahe mit einem Mann zusammengeprallt, der uns entgegenkam.

„Vorsicht, Genossen", sagte eine bekannte Stimme.

„Oh, Wladimir Iljitsch!"

Er fragte uns nach Ursache unserer so unbändigen Heiterkeit. Wir genierten uns, die Wahrheit einzugestehen, und logen eine ganz unglaubwürdige Geschichte zusammen. Wladimir Iljitsch glaubte uns das keineswegs, schwieg aber und bat uns dann für einen Augenblick zu sich.

So erfüllte sich unerwartet unser Traum, zu Genossen Lenin zu gehen und ihm einige unserer Ideen vorzutragen. Wir dachten schon lange daran, doch ein Umstand hielt uns davon ab: Unsere Jungen vom Narwa-Petershof-Rayon waren schon bei Wladimir Iljitsch gewesen und hatten beim Betreten seines Arbeitszimmers noch auf der Schwelle mit den im voraus zurechtgelegten Worten: „Friede den Hütten – Krieg den Palästen" gegrüßt. Wir glaubten etwas Ähnliches sagen zu müssen, zum Beispiel „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte ..." oder aber „Ein



Nichts zu sein, tragt es nicht länger!“, hatten uns aber noch nicht endgültig entschieden.

Doch als wir jetzt bei Wladimir Iljitsch saßen, hatten wir diese unsere Absichten vergessen und fieberten förmlich danach, mit ihm über das zu sprechen, was damals als die „gegenwärtige Lage“ bezeichnet wurde.

Man war damals mitten in den Verhandlungen mit den Deutschen über den Abschluß eines Waffenstillstandes. Die deutschen Militaristen benahmen sich frech und stellten jeden Tag immer neue ultimative Forderungen. Mochten diese Forderungen noch so schwer sein, Wladimir Iljitsch Lenin bestand darauf, daß Sowjetrußland sie so schnell wie nur möglich annehme, denn andernfalls würden schwerste Niederlagen, die Rußland zu gewärtigen hatte, es zwingen, später einen noch ungünstigeren und schwereren Friedensvertrag abzuschließen. Wir mußten schon all unseren Mut zusammennehmen, um Wladimir Iljitsch zaghaft und verlegen die Vorschläge darzulegen, die bei unseren Diskussionen über internationale Fragen aufgetaucht waren. Wir sagten, daß wir die Ansichten der sogenannten linken Kommunisten nicht teilten und entschieden für den Friedensschluß um jeden Preis seien. Halte aber Wladimir Iljitsch, wo doch die deutschen Imperialisten offenbar den Abbruch der Friedensverhandlungen provozieren und den Krieg fortsetzen wollen, es nicht für zweckmäßig, eine Million Menschen zu nehmen und ihnen zu befehlen, daß sie einen unterirdischen Gang unter die Frontlinie hindurch direkt in den Rücken der Deutschen vortreiben? Durch diesen unterirdischen Gang würden unsere verwegensten Menschen nach Deutschland gelangen und das deutsche Volk zur Revolution aufrufen. Und wenn es erst in Deutschland zu einer Revolution kommt, dann bricht auch in Frankreich die Revolution los und dann ...

Nein, Wladimir Iljitsch war nicht der Meinung, daß es zweckmäßig wäre, einen solchen unterirdischen Gang zu bauen. Zweifelte er etwa daran, daß es solche Menschen gibt? Aber wir kennen sehr gute Menschen, die ...

Nein, Wladimir Iljitsch zweifelte nicht an der Existenz solcher Menschen. Er wußte, daß es solche Menschen gibt. Er setzte uns auseinander, daß es keine Revolution auf Bestellung gibt. Revolutionen

entspringen einer Erruption des Zorns der Volksmassen. Und wir sollten nicht an unterirdische Gänge denken, sondern daran, wie man der Arbeiterklasse aller Länder hilft. Diese Hilfe habe die Sowjetregierung bereits geleistet, zum Beispiel dadurch, daß sie Geheimverträge veröffentlicht hat. Jetzt sehe die ganze Welt, daß die Machthaber aller kapitalistischen Länder regelrechte Räuber sind. Ohne irgendwelche unterirdischen Gänge, durch die Tat, begreift das, durch die Tat haben wir den Werktätigen geholfen, sich davon zu überzeugen, was für ein Betrug der verfluchte imperialistische Krieg ist ...

Unser Plan wurde also nicht angenommen!

„Ich sehe", sagte Wladimir Iljitsch, der uns aufmerksam ansah, „daß ihr in Gedanken schon neue Pläne schmiedet."

Sein Scharfblick verblüffte uns.

„Bevor ich sie mir anhöre, möchte ich wissen, was ihr werden wollt ..."

Wladimir Iljitsch wollte offenbar hinzufügen, „... wenn ihr erwachsen seid", unterließ es aber.

Lonja Petrowski sagte, er habe sich entschlossen, in die Rote Armee zu gehen und ein proletarischer Heerführer zu werden. Monja Schawer beabsichtigte ebenfalls, in die Reihen der Roten Armee einzutreten, doch unbedingt als Artillerist. Ich hatte mich ebenfalls für die militärische Laufbahn entschieden.

Wladimir Iljitschs Miene schien auszudrücken, daß ihm unsere Absichten gefielen, aber auch, daß er gewisse Zweifel hegte. „Wie alt seid ihr denn?" wollte er wissen. Von unserer gemurmelten Antwort war nur die Endung „... zehn" zu verstehen. „Na, wäret ihr neunzehn gewesen, hättet ihr das lauter gesagt", lachte Wladimir Iljitsch. „Nehmen wir an, ihr seid siebzehn."

(Oh, wenn es doch so wäre!)

„Wenn ihr das Dekret über die Aufstellung der Roten Armee kennt, dann wißt ihr auch, daß man erst ab achtzehn Jahre in die Armee aufgenommen wird", fuhr Wladimir Iljitsch fort. „Macht euch das traurig? Fürchtet ihr etwa, daß die Weltrevolution ohne euch vollbracht wird?" Wladimir Iljitsch stand auf und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. „Wir wissen nicht, wie sich die Ereignisse in den allernächsten Monaten entwickeln werden", sagte er sehr ernst. „Möglicherweise werden wir für die Rote Armee auch Jugendliche eures Alters nehmen müssen. Aber wie dem auch sei, für jeden von euch gibt es viel zu tun, ihr braucht nur die Ärmel hochzukrempeln! Die Bourgeoisie zerstört alles, sabotiert alles, um die Arbeiterrevolution zu vereiteln. Auf jedem Gebiet des Lebens steht uns die entscheidende Schlacht noch bevor. Die Arbeiterklasse muß zum wahren Herrn des Landes werden, und der beweglichste, der aktivste Teil der Arbeiterklasse ist die Arbeiterjugend. Wenn wir es verstehen, die Kräfte der Arbeiterklasse richtig zu organisieren, wird unsere Sache unbesiegbar sein. Und tun wir etwa alles, was dazu notwendig ist? Wie geht es zum Beispiel mit der Arbeit eures Jugendverbandes voran?"

„Sie geht schrecklich gut voran", antwortete ich entschieden. „Schr-recklich gut!" ahmte mir Wladimir Iljitsch zum Spott nach. „Und wie viele von der Arbeiterjugend habt ihr hinter euch?"

„Millionen!" antwortete Monja Schawer im gleichen Ton wie ich zuvor.

Und nun erfuhren wir, wie das ist, wenn einem ordentlich die Leviten gelesen werden.

Wladimir Iljitsch kritisierte uns schonungslos wegen unserer organisatorischen Schwächen, der Vorliebe für Sitzungen, wegen des Wortgeprassels und leeren Geschwätzes. Wir saßen unter dem Hagel seiner Worte und vergegenwärtigten uns alle unsere Sünden und Unterlassungen: nicht ausgeführte Beschlüsse, nicht bis zu Ende gebrachte Vorhaben, Betriebe, die wir noch nicht besucht hatten, junge Arbeiter, mit denen wir die Arbeit aufgenommen und die wir auf halbem Wege im Stich gelassen hatten.

„Der Revolutionär muß ein heißes Herz haben, sonst ist er kein Revolutionär, und einen kühlen, nüchtern denkenden Kopf – sonst ist er ein Dummkopf", sagte Wladimir Iljitsch. „Er muß in gleichem Maße fähig sein, sowohl für die Revolution zu sterben als auch die langweiligste, die alltäglichste und deshalb schwierigste Arbeit zu verrichten. Denn das Wichtigste für uns ist dabei, stets die Millionenmassen des werktätigen Volkes hinter uns zu haben." Nach einem Blick auf die Uhr sagte Wladimir Iljitsch, daß er sich von uns verabschieden müsse. Wir hatten uns bereits zum Gehen erhoben, als er uns fragte, was denn eigentlich die Ursache unserer frohen Laune war, in der er uns angetroffen hatte. Wir legten ein Geständnis ab. Wladimir Iljitsch war betroffen.

„Wie?" fragte er. „Seid ihr wirklich so hereingekommen? Und wie wollt ihr denn hinaus?"

„Auf die gleiche Weise!"

„Kommt, das will ich sehen!"

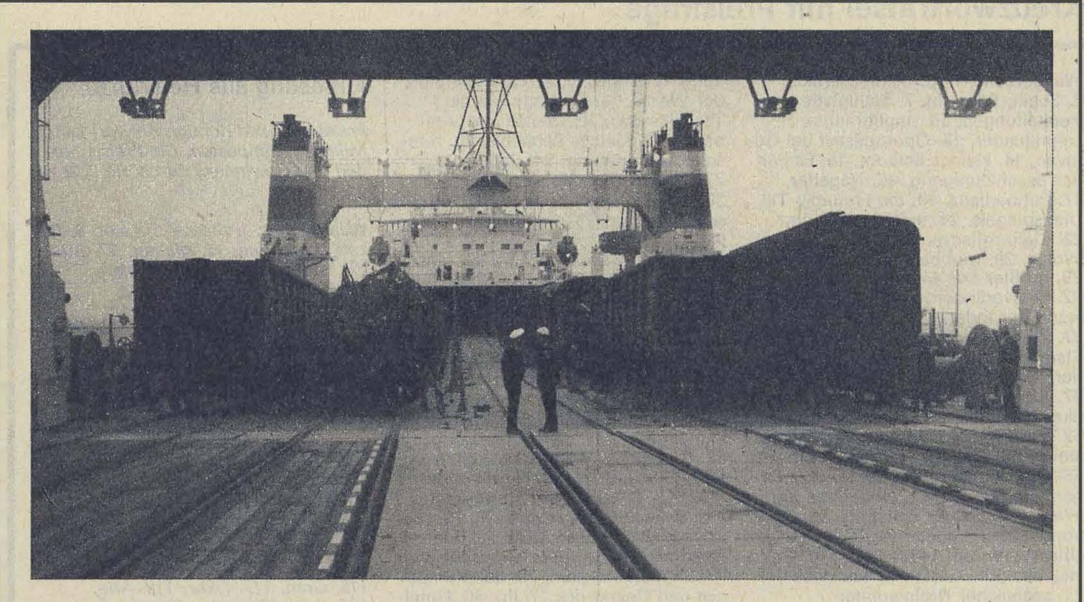
Wir stiegen zum Ausgang hinunter, setzten wieder die niedergeschlagene Miene auf. Wladimir Iljitsch beobachtete uns aus der Ferne.

„Führe Verhaftete ab", sagte Monja Schawer, als er am Wachposten vorbeiging.

„Passiert!" winkte dieser nachlässig.

Wir interessierten uns natürlich dafür, wie diese Geschichte ausgegangen war. Später erfuhren wir, daß noch am selben Tage eine neue Regelung getroffen worden war, wonach die Verhafteten, die nach dem Smolny gebracht wurden, nicht mehr in das Gebäude hinein durften, sondern von der Kommandantur im Untergeschoß übernommen wurden.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Für die Mitarbeit am volkswirtschaftlichen Großvorhaben Eisenbahnfährverbindung DDR–UdSSR stellen wir in Mukran ein:

- Facharbeiter für Umschlagtechnik
- Umschlagarbeiter
- Meister für Umschlagtechnik
- Meister für Instandhaltung und Vorhaltung von Anschlagmitteln
- Facharbeiter für den Betriebs- und Güterverkehrsdienst
- Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte für den Rangierdienst
- ungelernte Arbeitskräfte
- Lokomotivführer
- Betriebshandwerker
- Instandhaltungsmechaniker für Hebezeuge, Fördertechnik, techn. Anlagen, Heizwerke (einschl. Wärmenetze), Rangiertechnik
- Elektromonteure
- Wagenmeister
- Fahrzeugschlosser für Güterwagen
- Maschinisten für Hebezeuge
- Hochdruckkesselwärter
- Maschinisten für teilautomatisierte Entaschung
- Instandhaltungsmechaniker für Heizwerke und Wärmenetze

Hoch- und Fachschulkader

- für Technologie des Eisenbahntransports und für Fahrzeugtechnik
- für Großrechneranlagen (Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure)
- für Maschinen (Kraft- und Arbeitsmaschinen, Wärmeversorgung)
- für BMSR-Technik (Wärmeversorgung)

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- zusätzliche Belohnung entsprechend der Zugehörigkeit zur Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Freifahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie bitte an:

Deutsche Reichsbahn
Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran
2355

Telefon: Post Saßnitz 431 03
Basa 96/76/31 03 oder 11 20

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Konfektionsartikel, 4. Schilf, Röhricht, 7. Stahlplatte mit Versteifungen, 10. ungebrannter Lehmquader, 13. Operngestalt bei Gotovac, 14. kleines Beiboot, 15. Einheit der Beschleunigung, 16. Nagetier, 17. Bühnentanz, 19. die Freundin Till Ulenspiegels, 21. tiefe Zuneigung, 22. Kletterpflanze, 23. Nebenfluß der Wolga, 25. Laubbaum, 26. Sportgerät, 29. größter See Mitteleuropas, 32. Ortsveränderung, 35. Wickelgewand der Inderin, 36. Stacheltier, 37. Ziergegenstand, 39. nordostfranz. Stadt, 40. Kureinrichtung, 42. Nagetier, 45. mehlartiges Mineral, 47. Alarmgerät, 49. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 50. Abschiedswort, 52. Verordnung, 55. Astrolog Wallensteins, 56. Pfad, 57. Drama von Ibsen, 58. Oper von Puccini, 59. inneres Organ, 60. Riemen, 62. Nebenfluß der Warta, 64. kleines Behältnis, 66. Oper von Bizet, 67. deutscher Schlosser und Uhrmacher (um 1480–1542), 70. Gestalt aus „Die Gärtnerin aus Liebe", 71. spanischer Ureinwohner, 74. Gruppe von Volksagitatoren in der Französischen Revolution, 78. Hauptstadt von Simbabwe, 81. Handlung, 83. Zahlwort, 85. Gesichtsteil, 86. Offiziersdienstgrad, 87. Lockermaterial, 88. alte Einheit der Arbeit und der Energie, 89. Zitatensammlung, 91. einer der „Drei Musketiere", 93. Sammelbezeichnung für Gliederungselemente der Streitkräfte, 97. Sportler zu Pferd, 100. große Zitrone, 102. dreieckige Flagge, 106. die Seestreitkräfte und Handelsflotte eines Staates, 108. Nachlaßempfänger, 109. Wendekommando, 110. altorientalischer Staat, 111. früherer finnischer Langstreckenläufer, 112. Schriftgrad, 113. überlieferte Erzählung, 115. Gattung, 116. kleines Behältnis, 118. Motiv, Beweggrund, 121. Augendeckel, 123. griechische Göttin, 125. Gemeinde im Bezirk Frankfurt/Oder, 128. Honigwein, 129. Gestalt aus „Gianni Schicchi", 131. Schieferfelsen, 132. Roman von Ludwig Renn, 134. deutscher Physiker, gest. 1905, 136. Fluß durch Leningrad, 138. Stadt in den Niederlanden, 141. rumänische Stadt, 143. erhöhter Tritt, 146. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 147. Zweiheit, 149. Raubfisch, 150. waagerechter Schiffsaufbau, 152. Buchteil, 153. sowjetischer PKW-Typ, 155. altes forstwirtschaftliches Raummaß, 157. Hafenstadt des Irak, 158. Anerkennung, 159. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 160. Gebirgsstock auf Kreta, 161. Flüssigkeitsrest, 162. Opernlied, 163. eine der Gezeiten, 164. marxistischer Literaturkritiker, NPT, gest. 1954

Senkrecht: 1. Schmiedeunterlage, 2. Komponist der Operette „Der Obersteiger", 3. Leichtathlet, 4. Gartenblume, 5. Romangestalt bei Alex Wedding, 6. Antennenart, 7. Blutsverwandter väterlicherseits, 8. heftige Verneinung, 9. Ringelwurm, 10. Nebenfluß der Weser, 11. Operngestalt bei Tschaikowski, 12. Gestalt aus „Arabella", 18. kleines Behältnis, 20. römische Mondgötting, 24. Sportboot, 27. Gleichstand, 28. Nadelbaum, 30. Gebirge in Mittelasien, 31. altrömischer Dichter, 33. engl. Titel, 34. langjähriger ungarischer Trainer der DDR-Fußballnationalmannschaft, 36. plötzlicher Einfall, 38. nordungarische Stadt, 41. Moderation, 43. Sieg, 44. indischer Dichter und Philosoph, gest. 1941, 46. Muse der Himmelskunde, 47. sowjetischer Schwarzmeerort, 48. Zurückhaltung, 49. Oberlauf der Limmat (Schweiz), 51. Spitzen des Geweihs, 53. Erdteil, 54. Schwimmpflanze der Binnengewässer, 61. Ungezogenheit, 63. Gestalt aus „Lohengrin", 65. Vorfahr, 68. Hausflur, 69. Nordwesteuropäer, 72. Schachfigur, 73. polnische Industriestadt, 74. Stockwerk, 75. russischer Maler, gest. 1930, 76. Edelstein mit erhaben geschnittenem Bild, 77. Richterkollegium, 79. ital. Komponist und Geiger des 17. Jh., 80. Einteilung beim Boxen, 82. Nebenfluß des Rheins, 84. Nebenfluß der Donau, 88. organische Verbindung, 90. Wohlgeruch, 91. Hauptstadt von Georgia (USA), 92. ein Offizier der Seestreitkräfte im Generalsrang, 94. buchhalterischer Begriff, 95. Recke, Riese, 96. Nebenfluß der Aller, 98. Operngestalt bei Richard Wagner, 99. Lederflicken auf dem Schuh, 101. Nebenfluß der Oder, 102. Teil mancher Schiffe, 103. von Säulen oder Pfeilern getragener Bogen, 104. Zahnlaut, 105. offener Schiffsankerplatz, 107. Einheit der elektrischen Stromstärke, 114. weiblicher Vorname, 117. Musikzeichen, 119. Edelgas, 120. chemische Verbindung, 122. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 124. Talmi, 126. harzreiches Holz, 127. Voranschlag, 130. europäische Währung, 132. norwegischer Polarforscher, gest. 1930, 133. zweiteiliger Badeanzug, 135. ungarischer männlicher Vorname, 137. Stadt in den Niederlanden, 139. Erfinder eines Motors, 140. rumänischer Schwarzmeerort, 142. weiblicher Vorname, 144. Stadt im Bezirk Halle, 145. Nebenfluß der Oise, 146. indischer Herrscher des 16./17. Jh. 148. Gestalt aus „Egmont", 151. See in Kanada, 154. ehemaliger türkischer Titel, 156. Karteikartenkennzeichnung

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 43, 93, 99, 67, 92, 70, 104–86, 11, 100, 98, 2–29, 53, 46, 106, 143, 48 und 44 ergeben in dieser Reihenfolge Vor- und Nachnamen eines DDR-Schriftstellers. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 12. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 12/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 10/87

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Militärstreifenposten. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Stärke, 5. Ester, 9. Rakett, 13. Lisene, 15. Melder, 17. Adebar, 18. Resümee, 19. Nepela, 20. Gera, 22. Eton, 24. Bosse, 27. Atem, 29. Nero, 31. Agens, 34. Idol, 36. Test, 37. ABBA, 39. Irina, 40. Leda, 42. Blau, 43. Aras, 45. Trab, 48. Rest, 50. Ana, 52. Thermostat, 54. Santa Clara, 56. Mai, 57. Hut, 59. Nis, 60. Literat, 65. Templin, 68. Tau, 69. Ehe, 70. Strecke, 72. Trema, 75. Lametta, 77. Lei, 78. Alm, 80. Trasse, 81. Stille, 82. See, 84. Eta, 86. Ishewsk, 88. Elena, 90. Plissee, 91. Rad, 92. Fee, 93. Bernina, 96. Radnóti, 100. Uke, 102. Sir, 104. Als, 105. Frikadelle, 106. Ordensband, 107. Tat, 109. Oger, 112. Lias, 115. Gran, 117. Oker, 119. Arie, 120. Itala, 121. Iden, 122. Rahe, 124. Maar, 126. Salam, 129. Halm, 131. Sari, 132. Ariel, 135. Amor, 137. Aron, 139. Serena, 140. Elefant, 143. Melone, 144. Elemer, 145. Riegel, 146. Leiste, 147. Kette, 148. Nomade.*
Senkrecht: *1. Staub, 2. Äneas, 3. Klage, 4. Eire, 5. Ene, 6. Sesam, 7. Emmen, 8. Ree, 9. Reno, 10. Arena, 11. Ebene, 12. Traps, 14. Erato, 16. Leere, 21. Radar, 23. Tosca, 25. Oral, 26. Sebu, 28. Elis, 30. Etat, 32. Geer, 33. Nias, 35. Kinn, 38. Barett, 41. Detail, 42. Betel, 43. Aroma, 44. Asti, 46. Renn, 47. Blase, 49. Traun, 50. Ath, 51. Ast, 53. Satte, 55. Titel, 58. Urne, 61. Interesse, 62. Edelstein, 63. Rute, 64. Seal, 66. Pretiosen, 67. Intellekt, 71. Kreis, 73. Rigel, 74. Magen, 76. Amsel, 77. Los, 79. Moa, 83. Eede, 85. Taft, 87. Krake, 89. Etui, 90. Perle, 93. Buffo, 94. Reimer, 95. Nudel, 97. Asnen, 98. Opanke, 99. Inder, 101. Elba, 102. Set, 103. Rot, 104. Ader, 108. Adam, 110. Gala, 111. Rita, 113. Idaho, 114. Siel, 115. Gama, 116. Atair, 117. Oder, 118. Ende, 123. Harem, 125. Arate, 126. Sisal, 127. Larni, 128. Manet, 130. Miere, 131. Start, 132. Anelo, 133. Ilona, 134. Liege, 136. Malé, 138. Omen, 141. Lek, 142. Nie.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 7/87 waren: Gefr. Michael Schmohl, Brandenburg, 1800, 25,- M; Gefr. Jochaim Süß, Leipzig, 7022, 15,- M, und Erika Hartleib, Eilenburg, 7280, 10,- M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164

leser-service



soldatenpost

wünschen sich: Ramona Scheuer (16), PF 31, Diesbar, 8401 – Denise Richter (16), Dorfstr. 5, Neuseußlitz, 8401 – Liane Bromberg (23), Str. d. Freundschaft 1, Alt Tucheband, 1211 – Doreen Hefenbrock (17), LWH „Junge Welt", Zi. 213, Zechlinerhütte, 1951 – Claudia Emmrich (20, Sohn 2), Löhrstr. 24, Bautzen, 8600 – Annett Becker (16), E.-v.-Brockdorff-Str. 4, Leipzig, 7022 – Gabi Dowidelt (24, Tochter 4), O.-Schmidt-Str. 40, Ebersbach, 8705 – Anke Emmrich (17), Hauptstr. 4, Gröbers, 4103 – Anke Schlutt (16; 1,70), A. d. Kotsche 16, 303, Leipzig, 7065 – Beate Obst (16), Hartwigstr. 9, Ruhland, 7800 – Anke Künzel (17), Siedlung 01, Gröbers OT Benndorf, 4101 – Claudia Schmidt (16), A.-Bebel-Str. 3, Ruhland, 7800 – Katrin Fleck (18), Hauptstr. 23, Möhlau, 4401 – Manja Meißner (16), H.-Heine-Str. 21a, Ruhland, 7800 – Ramona Schmidt (16), Lenzner Str. 1, Wittenberge, 2900 – Kerstin Knoche (18), Bahnhofsweg 10, Klipphausen, 8251 – Nicole Siewert (17), Salzgitterstr. 2, Pf 50/2, Schulzendorf, 1603 – Simone Wegel (16), Grüner Weg 1, Teuchern, 4855 – Veronika Gogol (22, Tochter 1), Crotenlaiderstr. 65, PF 22/38, Meerane, 9612 – Daniela Uchlier (16), Krebaerstr. 16, Kosel, 8921 – Annette Sachschewski (21, Tochter 1), Ribbeckstr. 27, Potsdam-Bornstedt, 1572 – Karen Kaye (22), Töpferstr. 25, Nordhausen, 5500 – Annette Schmidt (16), Kleine Kartengasse 12, Annaberg, 9300 – Conny Günther (22; 1,78), Gr. Gosenstr. 8, Halle/S., 4020 – Peggy Mielke (16), Lange Str. 4, PSF 147/3, Fürstenwalde/Süd, 1240

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Evelyn Mierswa (24, Tochter 3), Nauendorfstr. 23, Alsleben, 4342 – Kerstin Sauer (20), Ziegelteich 18, Lohsa, 7706 – Silke Schumacher, Pohlitzer, Str. 50a, Greiz, 6600 – Steffi Kögler (17), Gartenstr. 12, Lobenstein, 6850 – Anke Lübke (21, Tochter ½), Dorfstr. 53, Müggenhall, 2302 – Petra Giese (19), Puschkinstr. 13, Grevesmühlen, 2420 – Diana Lorenz (20 1,80), O.-Nuschke-Str. 34a, Potsdam, 1560 – Esther Horn (16), Thalheimer Str. 9, Heideloh, 4401 – Carmen Bandemer (25, Tochter 6, Sohn 2), Ringweg 03, Schabow, 2591 – Angelika Fischer (25), Muldenwiese 11, Leisnig, 7320 – Esther Gallin (25, Söhne 5 u. 1), Dresdner Str. 57, Freital, 8210 – Maika Gräf (24; 1,76), E.-Thälmann-Str. 63, Gröditz, 8402 – Cordula Böhle (22; 1,74), Nr. 3a, Falkenhagen, 2321 – Steffi Engels (23, Sohn 2 ½), Gartenstr. 01, Berlin, 1170 – Kathrin Dörfel (18), E.-Grube-Weg 1, Cainsdorf, 9505 – Cornelia Weiße (22), Geyersche Str. 25, PSF 3, Ehrenfriedersdorf, 9373 – Simone Kühl (20), K.-Winter-Str. 111, K.-Marx-Stadt, 9048 – Silvana Pohle (25), Lermontowstr. 23, Leipzig, 7025 – Angela Wagner (21), H.-Just-Str. 6c, Aschersleben, 4320 – Ina Klein (18), Leninstr. 19, Oberlungwitz, 9273 – Petra Bree (23), Maxim-Gorki-Str. 63a, Finowfurt, 1303 – Katrin Berrier (20), W.-Victor-Str. 12, Weimar, 5300

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete AR ab 1978, FR ab 1972, S + T ab 1980, Fliegerkalender ab 1966, Marinekalender ab 1971, Typenbücher, Memoiren, suche Material über Auszeichnungen u. Medaillen: Roland Schlag, Garskestr. 15/703, Leipzig, 7066 – Biete „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. III, Marinekalender 1976–86, Fliegerkalender 1965–69 u. 79–84, Motorkalender 1973, suche Marinekalender vor 1973, Fliegerkalender 1970–77: Arno Lemke, Parkweg, Breege, 2338 – Suche AR-Jahrgänge 1982 u. 83: Marco Nadolny, Salower Weg 24, Neubrandenburg, 2000 – Biete VA-Typenblätter, „Lexikon der Luftfahrt", suche AR-Typenblätter Flugzeuge und Schützenwaffen, Fliegerkalender, „Aerotyp" Nr. 2, 4, 5: Maik Kalkowski, Hauptstr. 40, Ducherow, 2142 – Biete „Das große Flugzeugtypenbuch", „Militärflugzeuge", „MiG-Flugzeuge", „Luftfahrzeuge der CSSR", „Vom KS-Boot zum Raketenschiff", Flieger-, Motor- u. Marinekalender 87: Andreas Haack, L.-Feuchtwanger-Str. 44, Berlin, 1144 – Biete „Pearl Harbor", „Kamikaze", „Lotos auf brennenden Teichen", „Geheimsache Norsk Hydro", suche Motorkalender bis 1977 und 1982: Tino Gellendin, Geschwister-Scholl-Str. 58, Prenzlau, 2130

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 3006 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes:
21. 9. 1987

Titelbild: Manfred Uhlenhut

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 3006 18/App. 321 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Daneben begriffen *hat Helmut Lorenz*

► „Der Polit hat doch ausdrücklich Feldwandzeitung gesagt ...!"

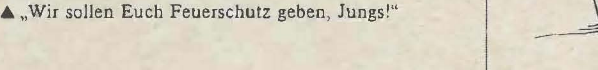
▼ „Ich hab ihn noch nicht gesehen, aber er sollte schon vor zehn Minuten hier sein!"



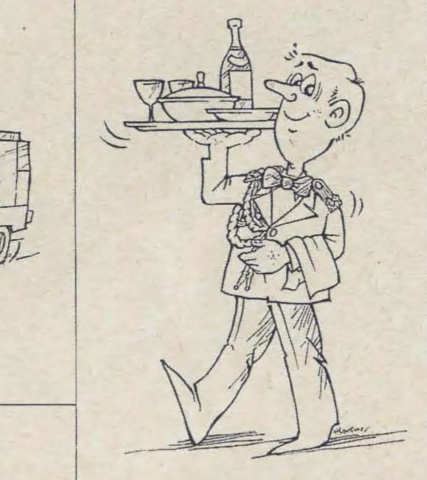


▼ „Ist das der gesuchte Schlüssel für die Kartencodierung?"



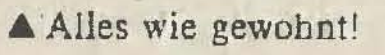


▲ „Wir sollen Euch Feuerschutz geben, Jungs!"



▲ Ober – Leutnant





▲ Alles wie gewohnt!

31036
ISSN 0004–2277

Für AR fotografiert:

Die Schauspielerin

Michèle Marian

Bild: Günter Gueffroy

Autogramm-Anschrift: DEFA Studio für Spielfilme, August-Bebel-Straße 26–53, Potsdam, 1502